

29. Jahrgang
1/2002

Vierteljahres-
zeitschrift für
Stadtgeschichte
Stadtsoziologie
und
Denkmalpflege



Stadtgeschichte und Stadtplanung

Dietrich Denecke

Stadtgeschichte und Stadtplanung

Harald Bodenschatz

Altstadt, Geschichte und Stadtplanung

Dagmar Dietrich

Historische Stadtbildanalyse Landsberg

Manfred Mosel

Historische Stadtbildanalyse Würzburg

Gunter Just

Zum Wiederaufbau des Dresdner Neumarktes

Ernst Hubeli

Schweizerische Besonderheiten

Mara Pinaridi

Vorbild Bologna?

Kohlhammer

Begründet von Otto Borst



ISSN 0170-9364

Die alte Stadt. Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie
und Denkmalpflege

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft
Die alte Stadt und in Verbindung mit
Helmut Böhme, Eberhard Jäckel,
Jürgen Zieger und Friedrich Mielke
herausgegeben von Otto Borst

Redaktionskollegium: Prof. em. Dr. OTTO BORST, Historisches Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 70174 Stuttgart (Herausgeber) – Prof. Dr. AUGUST GEBESSLER, Die alte Stadt, Postfach 10 03 55, 73726 Esslingen a. N. (Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft) – HANS SCHULTHEISS, Die alte Stadt, Postfach 10 03 55, 73726 Esslingen a. N. (Chefredakteur).

Professor Dr. HARALD BODENSCHATZ, Technische Universität Berlin, Institut für Sozialwissenschaften, 10587 Berlin – Prof. Dr. DIETRICH DENECKE, Universität Göttingen, Geographisches Institut, 37077 Göttingen – Prof. Dr. ANDREAS GESTRICH, Universität Trier, Fachbereich III: Geschichte, 54286 Trier – Prof. Dr. TILMAN HARLANDER, Universität Stuttgart, Fakultät für Architektur und Stadtplanung, 70174 Stuttgart – Dr. HELMUT HERBST, Museum und Galerie der Stadt Waiblingen, 71328 Waiblingen – Prof. Dr. JOHANN JESSEN, Universität Stuttgart, Städtebauliches Institut, 70174 Stuttgart – Prof. Dr. RAINER JOOSS, Historisches Seminar an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, 73525 Schwäbisch Gmünd – Dr. URSULA VON PETZ, RWTH Aachen, Planungstheorie und Stadtplanung, 52062 Aachen – VOLKER ROSCHER, Bund Deutscher Architekten der Hansestadt Hamburg, Stephansplatz 5, 20354 Hamburg – Prof. Dr. JOACHIM B. SCHULTIS, Mittlerer Rainweg 63, 69118 Heidelberg – Prof. Dr. DIETER SCHOTT, Department of Economic and Social History, University of Leicester – Prof. Dr. HOLGER SONNABEND, Universität Stuttgart, Historisches Institut, 70174 Stuttgart.

Redaktionelle Zuschriften und Besprechungsexemplare werden an die Adresse der Chefredaktion erbeten: 73726 Esslingen am Neckar, Postfach 10 03 55, Tel. (07 11) 35 12-3242, Fax (07 11) 35 12-2418.

Die Zeitschrift Die alte Stadt ist zugleich Mitgliederzeitschrift der ca. 160 Städte umfassenden Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt e.V. und erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 320 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich Euro 85,- zzgl. Versandkosten Euro 2,80; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung Euro 64,40 zzgl. Versandkosten Euro 2,80; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband Euro 23,40 einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung: W. Kohlhammer GmbH, 70549 Stuttgart, Tel. 07 11 / 7 86 30. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co., Stuttgart. Printed in Germany. **Die Zeitschrift** und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Alle Urheber- und Verlagsrechte sind vorbehalten. Der Rechtsschutz gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Jede Verwertung bedarf der Genehmigung der W. Kohlhammer GmbH. Der Verlag erlaubt allgemein die Fotokopie zu innerbetrieblichen Zwecken, wenn dafür eine Gebühr an die VG WORT, Abt. Wissenschaft, Goethestraße 49, 80336 München, entrichtet wird, von der die Zahlungsweise zu erfragen ist.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart

29. Jahrgang

Die alte Stadt

Heft 1/2002

INHALT

Stadtgeschichte und Stadtplanung

DIETRICH DENECKE, Stadtgeschichte und Stadtplanung. Editorial 1

ABHANDLUNGEN

HARALD BODENSCHATZ, Altstadt, Geschichte und Stadtplanung 8

DAGMAR DIETRICH, Zur historischen Stadtbildanalyse im Inventar.
Das Beispiel Landsberg/Lech 18

MANFRED MOSEL, Historische Stadtbildanalyse am Beispiel Würzburg. 30

GUNTER JUST, Zum Wiederaufbau des Dresdner Neumarktes.
Stadtplanung zwischen Rekonstruktion und Gegenwartsarchitektur 38

ERNST HUBELL, Zur Bedeutung der Geschichte in Städtebau und Architektur.
Schweizerische und andere Besonderheiten 50

MARA PINARDI, Vorbild Bologna? 58

KLEINE BEITRÄGE

ROBERT KALTENBRUNNER, Die Sprache der Moderne. Mies und Taut –
oder wie das Spannungsfeld zwischen Tradition und Innovation ausgelotet wird. 69

DIE AUTOREN 74

BESPRECHUNGEN

TILMAN HARLANDER (Hrsg.), Villa und Eigenheim.
Suburbaner Städtebau in Deutschland (Heinz Reif) 75

MICHAELA MAREK, Universität als „Monument“ und Politikum:
Die Repräsentationsbauten der Prager Universitäten 1900-1935 (Alena Janatková) 78

Dietrich Denecke

Stadtgeschichte und Stadtplanung

Editorial

Mit der Thematik »Stadtgeschichte und Stadtplanung« ist die zentrale Zielsetzung und Aufgabenstellung der Arbeitsgemeinschaft »Die Alte Stadt« umrissen. Im Beziehungsgefüge beider Arbeitsbereiche liegen die Problemfelder, um deren Klärung und stetige Diskussion sich die wissenschaftlich fundierte wie auch praxisbezogene Arbeitsgemeinschaft integrativ bemüht. Ein zusammenhängender Überblick über den Beitrag der Arbeitsgemeinschaft zu dieser fruchtbaren Kooperation ist dabei bisher nur unzureichend gegeben.¹

Ein Zusammenhang der Arbeitsgebiete ist greifbar und objektiviert gestaltet in der 'gebauten Geschichte', besonders in den alten Stadtkernen mit einem historischen Baubestand. Gemeinsame Problemstellungen sind gerichtet auf die Erhaltung und Pflege des baulichen Erbes, konkretisiert im Rahmen einer Denkmalpflege, besonders aber auch auf die kulturelle und umsetzbare Bewertung des zu Bewahrenden. Die Betrachtung geht über den objektiven Bestand hinaus weiter zu historischen Wahrzeichen städtebaulicher Akzente, zum historisch bedingten Bedeutungsgehalt öffentlicher Räume, zur Wahrnehmung von Geschichtlichkeit in der Gegenwart der alten Stadt, zum Identifikationsgehalt und Image des historisch verwurzelten symbolischen Zentrums der über die geschichtsträchtigen Stadtkerne hinausgewachsenen städtischen Gemeinden.

Geschichte und Planung beinhalten zunächst keineswegs etwas Gemeinsames, sondern eher etwas Trennendes, was allgemeine Schwierigkeiten, aber auch besondere Reize im Zusammenwirken und im Betrachtungszusammenhang hervorruft. Geschichte ist gerichtet auf Rückblicke, auf historische Rekonstruktionen, auf Erinnerungen und historische Ereignisse. Die Geschichte im überkommenen Objekt der Stadt und ihrer Bauten ist nur ein gebrochener Teil und Abglanz der zeitgenössischen, zurückliegenden historischen Wirklichkeit. Die Träger und Steuerungsfaktoren der Entwicklungsgeschichte der Stadt und der wesentlichen Schichten und Umbrüche im Entwicklungsgang des Stadtbildes sind für die heutige Anschauung historisch erklärend, sie stoßen aber allzu oft auf ein mangelndes Geschichtsbewusstsein, auf eine Geschichtslosigkeit der gegenwärtigen Gesellschaft.

Zunehmend löst sich heute die Bindung zwischen Ort und Geschichte auf, die

¹ Vgl. dazu bisher: O. Borst, Bericht über die zwanzigjährige Entwicklung und Wirksamkeit der ARGE Die Alte Stadt e.V., in: Die alte Stadt 7 (1980), S. 216-222.

Geschichtlichkeit wird zur konstruierten, nützlichen Kulisse, eine historisch verwurzelte individuelle Bindung an die historische Bedeutung des Ortes und Raumes geht zunehmend verloren. Dieser Verlust an historischer, gewachsener Bindung wird in einer Gegenbewegung zu kompensieren gesucht, in der Schaffung sichtbarer Symbole verorteter historischer Ereignisse und Verhältnisse. Erinnerungen an einschneidende Ereignisse aus der politischen Geschichte der Stadt werden festgemacht am Wiederaufbau symbolträchtiger Gebäude (Schloss in Berlin oder Potsdam, Frauenkirche in Dresden, Rekonstruktionen in den Zentren kriegszerstörter Städte u.a.). Geschichte wird nicht als real abgelaufene und nachwirkende Weiterentwicklung wahrgenommen, sondern als symbolisierendes Abbild, dem eine Sinngebung aus einer gegenwartsbezogenen Anschauung heraus beigemessen wird. Geschichte und Geschichtlichkeit werden in der Ikonographie der Stadt anschaulich und objektiviert zweckdienlich verfügbar gemacht.

Planung hingegen ist gegenwartsbezogen und Vorausschau, von ihr wird die Bewältigung von Gegenwartsaufgaben erwartet. Leitbilder sind zu entwerfen und zu vertreten, öffentliche und private Interessen und Zwänge stehen hinter Umnutzung und Neugestaltung. Die Persistenz im Grundriss und Baubestand ist bei Neuanlagen und Umgestaltungen eher hinderlich als integrierbar oder nützlich. Hinter planmäßigem Stadtbau und Eingriff in eine sukzessive Entwicklung stehen oft politischer Wille, Macht und Durchsetzungskraft, ideologisch geleitete Konzepte und Vorstellungen einer Neuerung und »Modernisierung«, eines Ersatzes, einer gezielten Beseitigung geschichtsträchtiger Substrate.

Es stellt sich für eine praxisnahe, planungsorientierte Integration einer historischen Betrachtung und Wertung in der Arbeit der aktuellen Gestaltung der alten Stadt die Aufgabe der konkreten Einbindung der Geschichtlichkeit und der Geschichte in gegenwärtige Ziele, Leitbilder, Wertungen und Lösungen der aktuellen Planung. Der spezielle Beitrag der Geschichtsarbeit verschiedener historischer Disziplinen hat dabei planungsorientiert zu sein, er ist gerichtet auf eine historische Anknüpfung und Tiefe des Planungsentwurfes und der Lösungsmöglichkeiten.

Eine wesentliche Grundlage im Zusammenhang zwischen Planung und Geschichte ist die Planungsgeschichte selbst, das Bewusstsein der Geschichtlichkeit geplanter Gestaltung der Stadt mit sich wandelnden Ideen und Konzepten im Rahmen eines stetig fortlaufenden Prozesses, von den Anfängen der Stadt bis heute und in die Zukunft hinein. Eine planungsgeschichtliche Analyse sollte jeden gegenwärtigen Planungsprozess begleiten, denn dieser ist nur ein Moment in der Gesamtentwicklung, was die Verantwortung bei jedem Eingriff in den Bestand einer langen Entwicklung stets ins Bewusstsein zu rufen hat.

Rückgriffe, Rekonstruktionen und Wiederbelebungen rufen den Planer auf, den konkreten Werdegang der Stadtgestalt historisch zu erschließen. Erhaltung und nachhaltige Entwicklung im Leitbild der Gestaltung erfordern eine bewusste Anknüpfung

an historische Vorgaben. Die gegenwärtige Planung und Gestaltung kann nicht nur von pragmatischen Lösungen und nutzbringenden, funktionalen Erfordernissen ausgehen, sondern hat auch – gerade in der Altstadt – den Identifikationswert, den Symbolgehalt, den »Denkmal«-Bezug und Erinnerungswert zu berücksichtigen, auf den sich die Gemeinde einer Stadtbevölkerung doch immer wieder bezieht. Wie viel Moderne verträgt eine Altstadt oder ein historisches Ensemble, diese Frage ist immer wieder zu stellen und zu beantworten.

Der Beitrag der geschichtlichen Arbeit liegt wesentlich in der Herausarbeitung und Vermittlung der Geschichtlichkeit der Stadtgestalt (Stadtmorphologie), das heißt der historischen Tiefe der Entwicklung und des heutigen Bestandes, der Faden des Wandels und der historischen Bewertung einer Bewahrung. Zu konkretisieren ist diese Aufgabe in der Mitarbeit im Planungsprozess, in der Beteiligung der Geschichtsvereine und Bürgerinitiativen an der Planungsdiskussion im Rahmen einer effektiven Planungsdidaktik, in der Vermittlung städtebaulicher Geschichte und Entwicklung im städtischen Museum, in Ausstellungen und planungsbezogenen Sonderveranstaltungen. So gibt etwa auch der bundesweite Tag des offenen Denkmals im Jahre 2002 mit dem Schwerpunktthema »Ein Denkmal steht selten allein: Straßen, Plätze und Ensembles« konkrete Gelegenheit, bauliche, funktionale und soziale Geschichte der Stadtgestalt in ihrer Persistenz und in ihrem Wandel der Öffentlichkeit vorzustellen und planungs- wie entwicklungsbezogen in Erinnerung zu bringen.

Bei all dem ist den Tendenzen einer Inszenierung und künstlichen wie auch medialen Gestaltungen von Geschichtlichkeit entgegenzutreten, einer Tendenz der Degradierung der alten Stadt zur Kulisse städtischen Erlebens und touristischer Vermarktung, vornehmlich und wirkungsvoll durch eine Vermittlung und Veranschaulichung konkreter historischer Inhalte und Zeichen (Identifikationsobjekte) in der Gestalt des Stadtbildes.

Der Beitrag der Geschichtswissenschaften zur Planung und Gestaltung der alten Stadt im Rahmen einer Grundlagenforschung ist nicht nur auf die Rekonstruktion historischer Zustandsbilder der Stadtgestalt und ihrer in dieser fassbaren Gesellschaftsstruktur gegeben, sondern auch in der Herausarbeitung der Entwicklungsabläufe, im Rückgriff wie auch in Fortentwicklungen einstiger planerischer Eingriffe und Brüche in der Stadtentwicklung. Ein reicher Fundus an wissenschaftlichen Studien im Zusammenhang von Planung und Geschichte findet sich vor allem in verschiedenen einschlägigen laufenden Zeitschriften und Reihen.²

Ein grundlegender Bereich vor allem der historischen Stadtgeographie ist die historisch-genetische Stadtmorphologie, ein traditioneller Ansatz besonders der entwicklungs-geschichtlichen Grundrissanalyse, der in jüngerer Zeit international erkennbar

² Hierzu gehören besonders: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* (IMS, seit 1970); *Planning History Bulletin* (seit 1979); *Urban Morphology* (seit 1997); *Town Planning Review*; *Stadt-Planung-Geschichte*; *Environment and Planning*; *Historic Towns Atlas*.

an Bedeutung gewonnen hat.³ Hierbei geht es besonders um Fragen geplanter oder gewachsener Grundrissentwicklungen, in primären Gründungsstadien wie auch im Zuge von Stadterweiterungen. Ein besonderes Forschungsgebiet, das sich vor allem auf frühe Planmäßigkeiten und Gründungsstädte bezieht, ist die stadtmorphologische Metrologie, der Nachweis fester Maßeinheiten und Geometrien im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtplan.⁴ Geometrische Regelmäßigkeit, Rechtwinkligkeit und Symmetrien in Gründungsstädten bis hin zu Idealentwürfen in der frühen Neuzeit sind traditionelle Untersuchungsbereiche von Stadthistorikern und Stadtgeographen. In jüngerer Zeit werden aber auch andere geometrische Grundmuster in Gründungsstädten (Planstädten) nachzuweisen gesucht, wozu vor allem die von Humpert rekonstruierten Parzellierungen nach einem modularen System in der Form von Kreisbögen in runden dezimalen Zahlenverhältnissen der Radien (Kantenschläge, Wechselschläge) gehören, besonders, aber keineswegs ausschließlich, für die mittelalterlichen Stadtgründungen der Zähringer.⁵

³ M.R.G. Conzen, The use of town plans in the study of urban history, in: H.J. Dyos (Ed.), The study of urban history, London 1968, S. 113-130; J.W.R. Whitehand, The basis for a historico-geographical theory of urban form, in: Transactions of the Institute of British Geographers NS. 2, 1977, S. 400-416; J.W.R. Whitehand, Background to the urban morphogenetic tradition, in: J.W.R. Whitehand (Ed.), The urban landscape: historical development and management, London; F. Choay/P. Merlin, A propos de la Morphologie Urbaine, Paris 1986; M.R.G. Conzen, Morphogenesis, morphological regions and secular human agency in the historic townscape, as exemplified by Ludlow, in: D. Denecke/G. Shaw (Ed.), Urban Historical Geography, Cambridge 1988, S. 253-272; T.R. Slater, Medieval and Renaissance urban morphogenesis in eastern Poland, in: Journal of Historical Geography 15 (1989), S. 239-259; T.R. Slater (Ed.), The built form of Western cities, Leicester 1990; T. Valena, Stadt und Topographie. Die europäische Stadt im topographischen Kontext unter besonderer Berücksichtigung der bayrischen Stadt, Berlin 1990; J.E. Vance, The continuing city. Urban morphology in Western civilisation, Baltimore 1990; A.V. Moudon, Urban morphology as an emerging interdisciplinary field, in: Urban Morphology 1 (1997), S. 3-10.

⁴ J. Lafrenz, Die metrologische Analyse als Instrumentarium zur morphogenetischen Interpretation frühneuzeitlicher Stadtgrundrisse, in: H. Schroeder-Lanz (Hrsg.), Stadtgestalt-Forschung, Trier 1982/1986. (Trierer Geographische Studien, Sonderheft 4/5, Teil I, S. 75-308; P.J. Larkham/A.N. Jones, A glossary of urban form, London 1991; H.-J. Nitz, Mittelalterliche Stadtplanung in Göttingen. Metrologische Grundrissanalyse als Beitrag der historischen Siedlungsgeographie zur Rekonstruktion der Stadtgenese, in: Göttinger Jahrbuch 44 (1996), S. 61-92; K.D. Lilley, Taking measures across the medieval landscape: aspects of urban design before the renaissance, in: Urban Morphology 2/1998, S. 82-92; H.-J. Nitz, Ettlingen – Eppingen – Durlach – Sinsheim. Planungs- und Vermessungsprinzipien staufischer Gründungsstädte im Oberrheingebiet. Ihre Rekonstruktion mit metrologischen Methoden, in: E. Reinhard/P. Rückert (Hrsg.), Staufische Stadtgründungen am Oberrhein, Sigmaringen 1998; H.-J. Nitz, Die mittelalterliche Gründungsanlage von Freiburg i.Br. und Heidelberg. Metrologische Analyse und Interpretation, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 147 (1999), S. 79-112; T.R. Slater, Geometry and medieval town planning, in: Urban Morphology 3/1999, S. 107-111.

⁵ K. Humpert/M. Schenk, Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der 'gewachsenen Stadt', Stuttgart 2001; im öffentlichen Festvortrag der Tagung der ARGE 'Die alte Stadt' im Mai 2001 in Landshut/Lech hat Klaus Humpert mit einer engagierten Überzeugungskraft zur Frage: 'Die mittelalterliche Stadt – gewachsen oder geplant' vor der Buchveröffentlichung bereits vorgetragen. Die geometrischen Maßanalysen und Vorstellungen Humperts haben sogleich Kritik und eine angeregte Fachdiskussion hervorgerufen.

Bedeutsam ist der in den letzten zehn Jahren international etablierte Bereich der Planungsgeschichte mit Arbeitskreisen und laufenden Publikationen.⁶ Gerichtet ist diese Forschung besonders auf die Planungsziele, die Konzeptionen und Lösungen der Stadtplanung der Neuzeit, wobei auch die Werke einzelner Planer eine besondere Rolle spielen. Die allgemeineren Zielsetzungen der Planung, ihre Dynamik und ihr Wandel wie auch ihr internationaler Vergleich wären im Zuge einer Anwendungsorientierung der Forschung zukünftig stärker in den Vordergrund zu bringen.

Auch die Stadtbildforschung (Ikonographie), die künstlerische wie vor allem aber bau- und sozialgeschichtliche Interpretation historischer Stadtansichten, wird in jüngster Zeit auf eine breitere systematische Ebene gestellt, in zahlreichen lokalen Einzelstudien wie auch in theoretischen, methodischen und allgemein vergleichenden Arbeiten.⁷ Die historischen Ansichten können Grundlage sein für Stadtbildrekonstruktionen, sie vermitteln aber auch einen Gesamteindruck historischer Zeitschnitte, die den Entwicklungsgang des Stadtbildwandels veranschaulichen.

Unmittelbar planungsorientiert ist der stadtheographische und baudenkmalflegerische Forschungsansatz der Stadtgestaltanalyse, der auf Ganzheiten, die gesamtstädtische Silhouette sowie Teilbereiche (Ensembles) gerichtet ist, in einer Erfassung, Wahrnehmung, Wirkung, Gestaltplanung und städtebaulichen Erklärung.⁸

Dieser Aspekt steht bei der weitgehend gegebenen Einzelplanung im Städtebau allgemein zu sehr im Hintergrund, ist doch auch ein Gesamteindruck bei der Annäherung an eine Stadt wie auch in der Stadt selbst heute vielerorts verloren gegangen. Die Ansätze und Konzeptionen einer Stadtbildanalyse sind in der individuellen Untersuchung und Darstellung recht unterschiedlich, was sich in den beiden Beispielen von Landsberg und Würzburg – im Überblick dargestellt in diesem Heft – wie auch am Beispiel Rottweil anschaulich zeigt.⁹

Baugeschichtliche und historisch-stadtheographische Forschungen bemühen sich um die Erfassung und wissenschaftliche Bewertung der Entwicklungs- und Baugeschichte der Stadt aus ihrer Geschichte heraus. Anwendung finden diese Untersuchungsansätze in den Inventaren und Dokumentationen der Denkmalpflege. Baugeschichtliche und historisch-stadtheographische Forschungen bemühen sich um die Erfassung und wissenschaftliche Bewertung der Entwicklungs- und Baugeschichte der Stadt aus ihrer Geschichte heraus. Anwendung finden diese Untersuchungsansätze in den Inventaren und Dokumentationen der Denkmalpflege. Baugeschichtliche und historisch-stadtheographische Forschungen bemühen sich um die Erfassung und wissenschaftliche Bewertung der Entwicklungs- und Baugeschichte der Stadt aus ihrer Geschichte heraus. Anwendung finden diese Untersuchungsansätze in den Inventaren und Dokumentationen der Denkmalpflege.

⁶ H. Bodenschatz, Zur Aktualität der Stadtplanungsgeschichte heute, in: Die alte Stadt 14 (1987), S. 329-340; K. Brake (Hrsg.), Stadtentwicklungsgeschichte und Stadtplanung, Oldenburg 1988; F. Stockreiter, Die Entwicklung der Stadtplanung in Niederösterreich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1938, Wien 1988; vgl. dazu auch laufend die Zeitschrift Planning History und die Reihe Stadt – Planung – Geschichte.

⁷ H. Borger/F. Zehnder, Die Stadt als Kunstwerk. Stadtansichten vom 15. bis 20. Jahrhundert, Köln 1982; F.-D. Jacob, Das Bild als Stadt und die Wirklichkeit der Stadt, in: Magdeburg in Bildern von 1492 bis ins 20. Jahrhundert, Magdeburg 1997; W. Behringer/B. Roock (Hrsg.), Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400-1800, München 1999.

⁸ H. Schroeder-Lanz (Hrsg.), Stadtgestalt – Forschung, Trier 1982.

⁹ P. Findeisen (Bearb.), Stadt Rottweil, Landkreis Rottweil, Landesdenkmalamt und Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1989 (Ortskernatlas Baden-Württemberg 3.1) Von 1985 bis 1998 sind 21 weitere Bände erschienen; D. Dietrich u.a.: Landsberg am Lech, 4 Bde. München 1995/99 (Die Kunstdenkmäler von Bayern NF. 2-5).

schichtliche Detailforschung bis hin zu Gefügeforschung, Kellerkataster, Besitzgeschichte oder Geschichte der Gebäudenutzung ist im Grunde von dem Ziel einer Umsetzung für Denkmalschutz und Denkmalpflege kaum voneinander zu trennen. Je mehr Grundlagenforschung, desto besser ist es auch für eine Nutzung für denkmalpflegerische Maßnahmen, jedoch der Forschung sind allgemein enge Grenzen gesetzt. Vorbildlich und gründlich sind viele der amtlichen Denkmaltopographien der einzelnen Bundesländer, die Ortskernatlanten von Baden-Württemberg oder auch die Inventare der Kunstdenkmäler vor allem in Bayern, von denen das vierbändige Werk vom Tagungsort der Frühjahrstagung der ARGE »Die alte Stadt«, Landsberg/Lech, ein beeindruckendes Beispiel ist.

Grundlagenforschung zu einer erhaltenden Erneuerung ist von der historisch-stadtgeographischen Forschung her oft auch sehr breit und tiefgehend angelegt, mit dem allgemeinen Ziel, Persistenz und Wandel im Stadtbild historisch beschreibend, dokumentierend, bewertend und besonders auch kartographisch herauszuarbeiten. Dies durchaus auch in der Erkenntnis der Gebundenheit von Um- und Neugestaltungen an überkommene vorgegebene Strukturen.¹⁰

Ein eher stadtgeschichtliches, aber durch die umfangreichen kartographischen Darstellungen auch im Zuge einer erhaltenden Planung äußerst nützliches Grundlagenmaterial stellen die international für ausgewählte Städte erarbeiteten Historischen Stadtatlanten dar.¹¹

Die aktuelle Forschung zum Zusammenhang zwischen Stadtgeschichte und Stadtplanung ist thematisch sehr vielfältig. Die Fragestellungen gehen sehr konkreten Wirkungsgefügen nach, etwa den Einflüssen der historisch jeweils gegebenen Baugesetzgebung auf die Entwicklung des Stadtbildes, den Auswirkungen von Baupolitik, Eigentumsverhältnissen, Investitionen und Kapital auf bauliche Entwicklungen und Gestaltungen oder der erhaltenden Revitalisierung in funktional und baulich im Niedergang befindlicher Stadtteile,¹² aber auch dem Bedeutungsgehalt des Ortes in der

¹⁰ J. Lafrenz, Die Stellung der Innenstadt im Flächennutzungsgefüge des Agglomerationsraumes Lübeck. Grundlagenforschung zur erhaltenden Erneuerung, Hamburg 1977; P.J. Larkham: Constraints of urban history and form upon redevelopment, in: Geography 80 (1995), S. 111-124.

¹¹ Eine Übersicht über den vorhandenen Bestand und die Konzeption vermitteln: A. Simms/ F. Oppl, Historische Stadtatlanten: Stadtgeschichte in Karten, in: Siedlungsforschung 15 (1997), S. 303-325.

¹² B.S. Hoyle/ D.A. Pinder u. M.S. Husain, Revitalizing the Waterfront. International dimensions of dockland development, London u. New York 1988; K. Haubner, Der Einfluss der Baugesetzgebung auf das Werden des Stadtbildes von Göttingen im 19. Jahrhundert, in: Forschungs- und Sitzungsberichte der Akademie für Raumforschung – Raumforschung im 19. Jahrhundert, Teil I, Hannover 1965, S. 53-67; E. Hubeli, Bildungspolitik. Städtebau und Architektur im Spannungsfeld von Politik und Baugesetzen. Nationales Forschungsprogramm, Bern 1996; K.M. Born/M. Blacksell u.a., Stadtgestalt und Eigentumsrückübertragung in den Neuen Bundesländern, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 72 (1998), S. 175-193; D. Denecke, Bauen, Infrastruktur und Sparkasse: Die Entwicklung der Stadt Göttingen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: K.H. Kaufhold (Hrsg.), 200 Jahre Sparkasse Göttingen, Göttingen 2001, S. 347-383.

Stadt, Symbolen und Erinnerungsmalen, der Wahrnehmung und Erfahrung der Stadt und ihrer Geschichte.¹³

Aus dieser weit ausfächernden, anregenden Vielfalt heraus, die für die gegenwärtige historische Stadtforschung charakteristisch ist, sind in diesem Heft einige exemplarische Studien zusammengefasst, die aus der Internationalen Städtetagung der ARGE »Die alte Stadt« in Landsberg/Lech im Jahre 2001 hervorgegangen sind. Sie bewegen sich in dem Dreieck »Stadtgeschichte - Denkmalpflege - Stadtplanung« und lassen sehr deutlich die vielseitigen Verflechtungen aller drei Bereiche von der geschichtlichen Forschung wie auch von der städtebaulich planerischen Praxis her erkennen.

¹³ D. Hayden, The power of place: Urban landscape as public history, Cambridge/Mass. 1995.

Harald Bodenschatz

Altstadt, Geschichte und Stadtplanung¹

Mein Ausgangspunkt sind die soziokulturellen Veränderungen, die unser Verhältnis zur sog. Geschichte beeinflussen, unser Verhältnis zu den Zeugnissen der Geschichte, unsere Wünsche, Sichtweisen und Verdrängungen hinsichtlich der Geschichte. Nach der Diskussion dieser Veränderungen möchte ich fragen: Was haben diese Veränderungen für Wirkungen auf die Planungspolitik? Damit entfalte ich zugleich eine Folie, auf deren Hintergrund ich die Perspektiven der Stadtplanungsgeschichte diskutieren möchte. All diese Themen will ich zugespitzt in Thesenform vorstellen. Dabei steht die Altstadt, das historische Zentrum, im Vordergrund.

1. These: *Heute ist ein breites Interesse an gebauter Geschichte zu beobachten, ein breites Interesse an ausgewählter Geschichte.*

Dieses Interesse richtet sich auf gebaute Geschichte, auf Geschichte von Stadtteilen und städtebauliche Ensembles, weniger auf Stadtplanungsgeschichte, durchaus aber auch auf Stadtgeschichte. Allerdings nicht auf Geschichte an sich, sondern auf ausgewählte Geschichte. Diese Auswahl ist das Entscheidende. Das Interesse bezieht sich nicht auf alle Gebäude und Stadträume, sondern fast ausschließlich auf Gebäude und Stadträume aus der Zeit vor der städtebaulichen Moderne. Auffällig ist ein breites Interesse an Kirchen, an Schlössern, an vorhandenen wie nicht mehr vorhandenen Schlössern – man denke nur an Berlin und Potsdam. Auffällig ist aber auch ein breites Interesse an Altstädten, insbesondere an solchen, die unserem heutigen Wunschbild von Altstädten möglichst optimal entsprechen. Dieses Wunschbild stellt sehr präzise Anforderungen an das »Outfit der Gebäude«, an die Gestaltung der öffentlichen Räume, an die altstädtische Infra- und Nutzungsstruktur. Ich möchte eine solche Altstadt ohne negative Wertung »inszenierte Altstadt« nennen. Die inszenierte Altstadt kann als Raumform gelten, die von alltäglichen Nutzern wie von Touristen geschätzt wird. Dagegen finden die baulichen Zeugnisse der Moderne, vor allem der Nachkriegsmoderne, kein gleichwertiges Interesse. Ja mehr noch: Zur Inszenierung der Altstadt heute gehört die Eliminierung oder das Kaschieren der ungeliebten Zeugnisse der Moderne.

Das breite Interesse betrifft also gar nicht so sehr die Geschichte an sich, sondern geschichtliche Konstruktionen, die sich auf positiv bewertete bauliche Zeugnisse beziehen, auf positiv bewertete Gebäude und Stadträume. Eine solche Auswahl ist nicht per se ein Problem; eine Auswahl ist gesellschaftlich nötig und unausweichlich. Wer aber entscheidet darüber, was positiv zu bewerten ist, wer entscheidet darüber, auf welche historischen Zeugnisse das Scheinwerferlicht gerichtet wird? Auf diese Fragen gibt es keine leichte Antwort. Gesellschaftliche Bewertungsprozesse von Gebäuden und Räumen sind offensichtlich ein äußerst komplizierter Prozess. Wir können eine Art Konjunktur von Aufmerksamkeiten und Bewertungen beobachten, eine Bruchphase, eine Aufschwungphase, eine Konsolidierungsphase, eine Abschwungphase. Das galt schon für frühere kulturelle Bewertungen, etwa für die barocke Vision von Stadt, für die klassizistische, für die historistische Vision, für die Stadt der Moderne.

An der Veränderung von kulturellen Wertungen arbeiten viele mit, eine solche Veränderung kann nicht von oben dekretiert werden. Wer aber kulturelle Orientierungen beeinflussen kann, übt Macht aus. Deutungsmacht ist auch reale Macht. Sie wird zumeist unterschätzt. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass gerade Geschichtsinterpretationen besonders heftige Konflikte hervorrufen. Sichtbar wird das etwa an einem der bekannten gegenwärtigen planungspolitischen Leitbilder, das sich explizit an der geschichtlichen Stadt orientieren will: am Leitbild der kritischen Rekonstruktion der Stadt. Dieses Leitbild hat in den neuen Bundesländern eine erhebliche Bedeutung, vor allem aber in der neuen Hauptstadt Berlin. Gerade die bisherigen Berliner Planungen unter der Prämisse der »Kritischen Rekonstruktion der Stadt« haben deutlich gemacht, dass mit diesem Leitbild noch keineswegs ein Konsens über die konkrete Planung verbunden ist, ja dass die Interpretation dieses Leitbildes neue Konflikte erzeugt. Das zeigt sich zuallererst an der Frage des Historischen. Die Verhältnisse in der mehrfach gewaltsam veränderten Großstadt Berlin sind komplex und widersprüchlich: Berlins historisches Zentrum umfasst ein Patchwork städtebaulicher Schichtungen seit dem Mittelalter mit oft harten Gegensätzen. Eine Strategie der Annäherung an den Grundriss einer historischen Phase auf Kosten anderer wird leicht zu einem Akt der Willkür. Ja mehr noch: Die mit dem Leitbild verbundene Konstruktion von Geschichte zeigt zerstörerische Nebenwirkungen, insbesondere gegenüber den als »Störungen« definierten städtebaulichen Schichtungen der jüngeren Vergangenheit. Offensichtlich ist auch, dass die Konflikte um die Umsetzung des Leitbildes der »Kritischen Rekonstruktion der Stadt« nicht nur die konkrete städtebauliche Form betreffen, sondern auch ökonomische und soziale Probleme, Probleme des Zusammenwachsens von Ost und West.

¹ Vortrag auf der Internationalen Städtetagung der AG Die alte Stadt zum Thema »Stadtplanung und Stadtgeschichte« in Landsberg am Lech vom 10. bis 13. März 2001.

2. These: *Das Interesse an ausgewählter gebauter Geschichte spiegelt die Veränderung von Bedeutung und Funktion der Altstädte wider.*

Was sind das für Veränderungen? Immer wieder verwiesen wird in diesem Zusammenhang auf Prozesse der Suburbanisierung, der Globalisierung, auf die Zunahme des Tourismus, auf die Transformation in ehemaligen Ländern des realen Sozialismus, auf das neue Gewicht des privaten Städtebaus.

Erst seit den 60er Jahren beschleunigt sich in Deutschland das Phänomen der Suburbanisierung, und in diesem Prozess verändern die Altstädte tief greifend ihre Bedeutung. Die Zentren vor allem der großen Städte sind in einem Prozess des Umbaus begriffen, und dieser Umbau wird dazu führen, dass sie mehr und mehr zum Zentrum einer suburbanen Landschaft werden. Die Zentren werden nicht verschwinden, wie oft behauptet wird, sie werden aber neue Aufgaben übernehmen müssen. Sie werden zu einem symbolischen Zentrum, in dem sich die Suburbaniten, die Bewohner der zersiedelten Landschaft im Umkreis der Städte, zuhause fühlen. Zu einem Ort besonderer Gebäude, die eine wenig aufregende suburbane Landschaft dringend benötigt. Zu einem Ort besonderer Geschichte, die eine geschichtslose suburbane Landschaft braucht. Zum Ziel des Tourismus, und zwar nicht nur des weltweit wachsenden Ferntourismus, sondern vor allem auch des suburbanen Lokaltourismus. Zu einem Ort, wo Kultur, Massenunterhaltung, spezifische Waren nachgefragt werden. Zu einem Ort, in dem sich ausgewählte Institutionen der Produktion von Wissen, der Entscheidung und Kreativität konzentrieren. Zu einem Ort, an dem manche Leute gerne wohnen, auch alte Menschen. Voraussetzung für diese gesamte Entwicklung ist die Gewährleistung von Sicherheit, also der Freiheit von allem, was als Belästigung empfunden wird, die Sicherung einer guten Erreichbarkeit möglichst durch das private Auto, aber auch durch den öffentlichen Nahverkehr.

Der äußerst schillernde Begriff Globalisierung meint u.a. den Abschied von der Industriegesellschaft, die damit verbundenen Unsicherheiten, Ängste, den Verlust an Gewissheit, Gewohntem. Globalisierung bedeutet für die Städte auch, dass eine Vielzahl von historischen Gebäuden und Flächen brachfallen. Eine Folge davon ist der Wunsch nach einer Versicherung in der eigenen lokalen Geschichte. Die Zunahme der wirtschaftlichen Fremdbestimmung und die Gleichmacherei im Konsum korrespondieren mit der Zunahme der Bedeutung des Besonderen des eigenen Ortes, dessen Besonderheiten sich vor allem durch Bauten und inszenierte Traditionen äußern, die wiederum Ziel des lokalen wie überlokalen Tourismus werden und als Distanzmarken zu anderen Orten fungieren.

Der Tourismus ist bekanntlich eine der weltweit boomenden Wirtschaftsbranchen. Für die Altstädte ist insbesondere die Bedeutungszunahme des distinktiven Tourismus wichtig: Hier sind Besonderheiten gefragt, die Einzigartigkeit des Ortes, in seiner Geschichte, in seiner Gestalt, weniger in seiner Nutzung. Dies erfordert eine beson-

dere Inszenierung des Historischen. Eine notwendige Bedingung ist aber auch eine effiziente touristische Infrastruktur: Informationen über die Sehenswürdigkeiten und ihre Geschichte, guter Zugang zu den Sehenswürdigkeiten, touristischer Service. All dies bildet eine interessante Gemengelage von Globalem und Lokalem. Dabei bedeutet das Lokale in erster Linie Geschichte, inszenierte Geschichte. Ein Beispiel sind die Gaststätten, die uns in den Altstädten empfangen. Diese bieten zum einen ausländische Küchen, aber auch lokale Küchen, die wiederum oft von Getränken begleitet wird, die wenig Regionales bieten, manchmal sogar extrem globalisiert sind – ich meine hier nicht nur Coca Cola, sondern auch die Zunahme des Angebots an Weinen etwa aus Australien, Südafrika oder Chile. Was allen lokalen Angeboten gemein ist, ist der Rekurs auf eine jeweils ausgewählte Geschichte, die aber nur mehr plakativ inszeniert wird – auf Bierdeckeln, auf Etiketten, auf Speisekarten, in der Lokalausstattung. All diese Merkmale nehmen wir oft nur anderswo wahr, etwa in den USA, sie haben aber längst unsere Altstädte überformt.

Der Abschied vom realen Sozialismus hat in einem ganz besonderen Maße die Sehnsucht nach einer Rückkehr zum Status quo ante gefördert, die Wieder-»Annäherung« an den »historischen« Stadtgrundriss, die kritische Rekonstruktion der vorsozialistischen Stadt. Prominente Beispiele hierfür finden sich etwa in Halberstadt, in Potsdam, in Chemnitz, in Dresden und nicht zuletzt in Berlin. Diese Stimmung kann allerdings an einer Entwicklung anknüpfen, die in der DDR selbst in den 80er Jahren sichtbar wurde – erinnert sei nur an den Bau des Nikolaiviertels in Ost-Berlin.

Schließlich bleibt die Bedeutungszunahme des privaten Städtebaus, des Städtebaus durch private Investoren, vor dem Hintergrund schrumpfender Steuerungskraft der öffentlichen Hand zu erwähnen. Die stärkere Orientierung »am Markt« bedeutet zugleich ein stärkeres Entgegenkommen gegenüber den Wünschen, Erwartungen, Sehnsüchten der breiten Mittelschichten, auch wenn diese Erwartungen von Fachleuten wenig geschätzt werden. Die Interventionen der öffentlichen Hand reduzieren sich mehr und mehr auf die Planung öffentlicher Räume, die wiederum den kulturellen Codes von Mittelschichten entsprechen. Die ganze Planungspolitik orientiert sich immer exklusiver auf die Interessen der Mittelschichten.

Alle diese Faktoren, das ist für unser Thema wichtig, fördern das Interesse an ausgewählter gebauter Geschichte. Im intrakommunalen Wettbewerb haben diejenigen Altstädte größere Chancen, die dem Wunschbild der Altstadt am nächsten kommen. Das fördert die Bereitschaft von Investoren, aber auch von Planern und Politikern, diesem Trend zu entsprechen.

3. These: *Auf all diese geschilderten Entwicklungen muss die Stadtplanung reagieren, sie ist zu Veränderungen gezwungen.*

Die Stadtplanung ist gezwungen, für die Altstädte eine Strategie der Balance zu ent-

wickeln, einer Balance zwischen kommerzieller historischer Maskerade und Altstadt-museum, zwischen zentralörtlichen Nutzungen und einer nicht nur prekären Wohnnutzung. Notwendig wird ein planerisches Konzept für die Altstadt in einem sich drastisch verändernden sozioökonomischen Kontext. Der Druck auf Denkmäler, die nicht dem Bild der Altstadt entsprechen, wird zunehmen. Der Zwang zu Kompromissen ebenfalls. Die Altstadt wird auch in Zukunft Gegenstand wie Bühne von Konflikten sein, von Konflikten etwa um die Bewertung von erhaltenswerten und nicht erhaltenswerten Bauten.

Die Konturen einer modifizierten Stadtplanung haben sich längst abgezeichnet. Weithin konsensfähig ist – was die Altstädte selbst betrifft – die Orientierung am historischen Stadtgrundriss. Als wichtige Ziele gelten eine soziale und funktionale Mischung, die Betonung der öffentlichen Räume, zum Teil auch die Berücksichtigung regionaler Bautraditionen sowie die Suche nach einem Bündnis mit den Akteuren des privaten Städtebaus. Oft ist mit einer solchen Orientierung eine Absage verbunden: die Absage an die Produkte des modernen Städtebaus, die Absage auch an eine angeblich überzogene Denkmalpflege, die Hinwendung zu baulicher Rekonstruktion und manchmal auch neotraditionalistischer Architektur. Und natürlich die Pflege von Geschichte, von ausgewählter Geschichte.

4. These: *Unsere Geschichtsarbeit muss den veränderten Verhältnissen entsprechend modifiziert werden.*

Was bedeuten diese Perspektiven nun für unsere Geschichtsarbeit? An eine Antwort auf diese schwierige Frage werde ich mich nur vorsichtig annähern können. Sicher gibt es keine generellen Rezepte, und die Verhältnisse sind vor Ort sehr unterschiedlich.

Ganz offensichtlich sind die unterschiedlichen Disziplinen, die sich mit Geschichtsarbeit beschäftigen, unterschiedlichen Zwängen und Anforderungen ausgesetzt. Ich möchte hier zunächst unterscheiden zwischen denen, die ihre Geschichtsarbeit in das aktuelle Geschehen einbinden oder von daher sogar definieren, und denen, die auf einen Aktualitätsbezug weitgehend verzichten.

Zu letzteren gehören aufgrund ihrer fachlichen Sozialisation eher die Historiker, aber auch die Kunst- und Bauhistoriker und manche Planungshistoriker. Ihre Arbeit erscheint zumindest auf den ersten Blick wenig durch kulturelle Konjunkturen beeinflusst, jedenfalls was die Wertungen betrifft. Ihre Arbeitsergebnisse sind daher möglicherweise sperrig gegenüber dominanten Trends, zum anderen werden sie aber auch erst gar nicht gehört, wenn sie als sperrig erscheinen. Allerdings drücken sich veränderte kulturelle Wertungen durchaus auch in einer Verschiebung der wichtigsten Arbeitsfelder der jeweiligen Disziplinen aus, etwa beim Themenspektrum von Doktorarbeiten.

Einen Aktualitätsbezug stellen vor allem Stadtplaner her, im Zuge von Stadterneuerungsmaßnahmen, aber auch Architekten, wenn sie einen Ort im Hinblick auf seine Geschichte neu zu interpretieren versuchen. Dieser Geschichtsbezug ist natürlich vor allem ein Gegenwartsbezug. Eine zugespitzte Form dieses gestalterischen Aktualitätsbezugs von Geschichtsarbeit sind die Rekonstruktionen von Bauwerken, die in der Vergangenheit zerstört worden sind, etwa des Berliner Schlosses, oder der Frauenkirche in Dresden.

Zwischen den aktualitätsfernen Historikern und aktualitätsnahen Stadtplanern bewegt sich die Denkmalpflege. Sie ist von ihrem Instrumentarium her eher aktualitätsfern. Das zeigt sich etwa auch daran, dass sie – oft einsam auf weiter Flur – auch Zeugnisse der Nachkriegsmoderne und des modernen DDR-Städtebaus für denkmalwert deklariert. Das Inventar ist ein Medium dieser demonstrierten Aktualitätsferne. Natürlich gibt es nicht das Inventar, sondern zahlreiche Spielarten. Das Inventar sichert aber im allgemeinen das Wissen um den historischen Zustand, es liefert weniger Hinweise auf die Frage der aktuellen Deutung und Überlebensfähigkeit des Zeugnisses. Die Denkmalpflege ist aber zugleich mit Fragen des aktuellen Umgangs mit dem Zeugnis konfrontiert. Auch dafür ist das Inventar von Nutzen. Es schärft den Blick darauf, was der Denkmalpfleger zulassen darf und was nicht, aber auch, was ein Architekt oder Stadtplaner verantworten kann. Diese Funktion des Inventars ist von außerordentlicher Bedeutung. Daran, so meine ich, bemisst sich letztlich der praktische Nutzen eines Inventars für die Stadtplanung.

Neben den Fachleuten gibt es aber noch weitere Akteure der Geschichtsarbeit. Hier sind zunächst die historischen Vereine zu nennen, die – mehr oder minder durch einige Fachleute unterstützt – die Speerspitze der Auswahlarbeit darstellen, also der Auswahl dessen, was als positiv und negativ an den überkommenen Geschichtszeugnissen gewertet wird. Wir haben in Berlin einen sehr rührigen Verein, die »Gesellschaft Historisches Berlin«. Diese Gesellschaft setzt sich für den Wiederaufbau des Schlosses ein, für den Wiederaufbau der Bauakademie, sie hat sich für eine möglichst weitgehende Rekonstruktion des Pariser Platzes eingesetzt, und sie lobt das neue Hotel Adlon in höchsten Tönen. Aufgrund solcher Positionen gehen die meisten Fachleute auf totalen Abstand – die Aktualitätsfernen wegen der einseitigen Geschichtsbetrachtung, die Aktualitätsnahen wegen der Priorisierung der Rekonstruktion gegenüber dem kreativen Neubau. Die Position der Denkmalpflege vereint oft beide Haltungen – die Kritik an der einseitigen Geschichtsbetrachtung wie das Pochen auf kreativen Neubau.

Die Sache wird noch komplizierter dadurch, dass zunehmend auch Politiker Haltungen zur Schau stellen, die denen der historischen Vereine ähnlich sind. Was sind die Beweggründe dafür? Populismus, die Zwänge der kommunalen Konkurrenz, eigene Überzeugungen und Sehnsüchte, die früher nur in trautem Kreise artikuliert werden konnten. Hierbei handelt es sich keineswegs nur um sog. konservative

Politiker, sondern immer mehr auch um Politiker aus dem rotgrünen Spektrum. Ich erinnere nur an das Kanzlerwort zum Berliner Schloss, vor allem aber an den geradezu messianischen Einsatz von Wolfgang Thierse zugunsten des Wiederaufbaus des Berliner Schlosses. Ich erinnere an das Eintreten von Matthias Platzeck, dem Potsdamer Bürgermeister, für den Wiederaufbau des Potsdamer Schlosses. Und ich erinnere an den Kreuzzug von Antje Vollmer und Dieter Hoffmann-Axthelm gegen die überkommene staatliche Denkmalpflege. Die Orientierung auf Schlösser und Herrenhäuser, die Ablehnung der Zeugnisse der Industriekultur und der Moderne ist partei- und weltanschauungsübergreifend auf dem Vormarsch und ein unüberhörbares Zeichen der gesellschaftlichen Zustände von heute.

Geschichtsarbeit heute ist also keine Domäne allein von Fachleuten. Geschichtsarbeit ist ein buntes Potpourri von Facharbeit und Laienarbeit. Und die Laienarbeit ist keineswegs nur mehr ein Hobby im stillen Kämmerlein, sondern von großem Einfluss auf die lokale Öffentlichkeit, auch auf die lokale Politik. Und es gibt auch immer mehr Politiker, die sich selbst mit Geschichte beschäftigen. All diese unterschiedlichen Akteure bilden keinen harmonischen Gesamtklang, sondern ein Konzert außerordentlicher Disharmonie. Das liegt in erster Linie an der Frage der Auswahl dessen, was als historisch akzeptiert wird, der Auswahl dessen, was als Störung des Historischen deklariert wird, obwohl es natürlich auch irgendwo historisch ist. Und es liegt daran, was für Konsequenzen für die Altstadtplanung aus der Geschichtsarbeit gezogen werden, welche Inszenierung der Altstadt propagiert wird. Das Wort Konsequenzen ist hier vielleicht gar nicht immer angebracht, oft ist die erwünschte Inszenierung ja schon bekannt, und die Geschichtsarbeit hat dann nur mehr die Aufgabe, diese Inszenierung nachträglich zu legitimieren. Laienarbeiter und Facharbeiter bilden freilich keineswegs homogene Blöcke, die Brüche gehen oft quer durch beide Lager.

Was tun angesichts dieser Umstände? Die Zeiten sind so schlecht nicht, wie sie von vielen in kulturpessimistischer Sicht gezeichnet werden. Das populäre Interesse an Geschichte ist nicht nur negativ einzuschätzen – das wäre ein überzogener elitärer Standpunkt. Hier zeigt sich auch bürgerschaftliches Engagement, ein Engagement, auf das viele Fachleute zugebenermaßen verzichten wollen, das per se aber nicht negativ ist. Hier zeigt sich insbesondere auch ein neues Interesse an der Stadt und ihrer Gestaltung, das in der Nachkriegszeit stärker an einzelne Politiker und an die sog. Fachleute, die Architekten, delegiert worden ist. Ich möchte dies als Forderung nach einem Primat der Politik bei der Planung der Stadt verstehen. Hier zeigt sich ein gewachsenes Misstrauen gegenüber der Fachwelt, das ja nicht immer unberechtigt ist. Hier zeigt sich im übrigen auch oft ein schärferer Blick auf den stadträumlichen Kontext als bei vielen Fachleuten.

Hinsichtlich der Geschichtsarbeit möchte ich noch eine weitere Unterscheidung machen: nämlich zwischen fachlicher Geschichtsarbeit an den Hochschulen und fachlicher Geschichtsarbeit in der praktischen Stadtplanung. Während letztere mit

konkreten Projekten konfrontiert ist und sich taktisch im jeweiligen Akteursfeld und Deutungswirrwarr bewegen muss, kann erstere auch strategische Grundsatzarbeit leisten, etwa hinsichtlich der Hintergründe von kulturellen Wertungen, der Konjunktur dieser Wertungen, der Mitarbeit an einer solchen Konjunktur usw. Voraussetzung einer solchen Orientierung der Planungsgeschichte ist deren Verankerung in der Hochschullandschaft. Hier sieht es allerdings recht düster aus.

Planungsgeschichte hat an deutschen Hochschulen keinen festen Platz, sondern nur einen temporären, abhängig von den jeweiligen Hochschullehrern. Eine Hochburg der Planungsgeschichte war etwa die RWTH Aachen, aber mit dem Abgang von Prof. Gerhard Fehl ist dieses Arbeitsfeld dort wieder geschrumpft. Planungsgeschichte ist bis heute kein prägendes, systematisches Fach in den deutschen Planerstudiengängen. Wir brauchen aber eine Planungsgeschichte, die nicht nur ein bisschen Folklore liefert, bevor man zum Eigentlichen kommt, sondern ein Fach, das in den planerischen Entwurf eingebunden ist. Dies setzt auch eine systematische Bestandsaufnahme voraus. Dies setzt die genaue Kenntnis von Referenzprojekten voraus, wo diese Einbindung mehr oder minder erfolgreich gelungen ist. Und es setzt eine systematische Kommunikation mit allen Akteuren der Stadtplanung voraus, auch mit denen, die etwas anderes wollen. Eine solche Orientierung ist das Gegenteil der bei uns immer noch dominanten Distanzattitüde. Ich möchte eine solche Orientierung Koalitionsfähigkeit nennen, da jede Kommunikation nicht nur die Präsentation des eigenen Standpunktes gegenüber anderen ermöglicht, sondern auch strategische Gemeinsamkeiten erarbeiten kann, die zu Zweckkoalitionen führen können. Planungsgeschichtsarbeit in diesem Sinne ist Zukunftsarbeit.

Was heißt das etwas konkreter? Wir brauchen systematische planungsgeschichtliche Grundlagen, nicht nur für die praktische Arbeit vor Ort, sondern auch für die Ausbildung an den Universitäten. Nicht nur in dieser Frage ist Italien ein Vorbild. Dort erscheinen unterschiedliche planungsgeschichtliche Grundlagenwerke, von denen wir hier oft nur träumen können. Ich verweise hier nur auf den *Atlante storico delle città Italiane*, das äußerst präzise Informationen für Spezialisten liefert, aber auch auf die verdienstvolle Buchreihe »*Le città nella storia D'Italia*«, die über Spezialisten hinaus Fachwissen vermittelt.

Die Erfassung der Zeugnisse der Vergangenheit darf sich nicht auf die materielle Struktur beschränken, auch nicht auf Ergänzungen der Nutzungs- und Sozialgeschichte, sie muss auch die Konjunktur der kulturellen Bewertungen mit berücksichtigen, die ihrerseits zum Verständnis des Umgangs mit dem Zeugnis der Vergangenheit unverzichtbar sind und die erst erklären, warum ein Zeugnis in dem und dem Zustand überkommen ist. Der Hinweis auf die Konjunkturschwankungen der Wertungen in der Vergangenheit fördert eine etwas distanziertere Sichtweise heute, sie verdeutlicht zumindest, dass unsere Sichtweise keine ewige und natürliche ist, und sie ermuntert daher zum vorsichtigen Umgang heute.

Ich möchte hier ein Beispiel aus Berlin anführen. Einer der prominentesten Orte Berlins ist die Kreuzung Friedrichstraße/Unter den Linden. Für viele war und ist diese Kreuzung der eigentliche zentrale Punkt des Zentrums überhaupt. Wie diese Kreuzung aus der DDR überkommen ist, war für viele eine Provokation. Sie entsprach nicht dem überkommenen Bild dieses prominenten Ortes. Eine historische Bestandsaufnahme des Ortes zeigt die Besonderheiten: Hier kreuzt sich die via triumphalis, eine überaus breite Prachtstraße, mit einer Querstraße, die knapp nördlich und südlich der Allee Unter den Linden durch ein extrem schmales Straßenprofil gekennzeichnet war, durch das Breitenprofil der Dorotheenstadt, während im übrigen Bereich die Friedrichstraße eine größere Breite aufwies, das Breitenprofil der historisch späteren Friedrichstadt. Diese Analyse führte im Lichte des Leitbildes der Kritischen Rekonstruktion der Stadt dazu, die Kreuzung drastisch zurückzubauen. Was bei der historischen Bestandsaufnahme vollständig ausgeblendet blieb, war eine planungsgeschichtliche Analyse. Hier hätte sich sehr schnell gezeigt, dass seit Beginn des 20. Jahrhunderts diese Kreuzung aufgrund ihrer Bedeutung als unzureichend dimensioniert angesehen worden ist. Daher finden sich zahlreiche Pläne, diese Kreuzung zu einer Art Platz aufzuweiten oder sonstwie zu betonen. Das geschah zum Beispiel anlässlich des Wettbewerbs Groß-Berlin 1909 und anlässlich des Wettbewerbs zur Neugestaltung der Lindenallee 1925.

Was in der DDR also gebaut wurde, war keineswegs nur eine Barbarei, eine Sünde am historischen Stadtgrundriss, sondern eine Neuinterpretation einer planerisch immer wieder diskutierten Option, die sich auch nicht schlicht auf das Schema moderner oder traditionalistischer Städtebau festlegen lässt. Die Forderung, diese Kreuzung heute wieder zurückzubauen, möchte ich als Produkt einer typischen Auswahlarbeit bezeichnen, einer offensichtlichen Nichtberücksichtigung unerwünschter Geschichte. Dieser Rückbau entzieht sich aufgrund der reduzierten Form der Geschichtsarbeit jeder weiteren Legitimation, auch der Legitimation, dass dieser Platz der Stadt, der Urbanität Berlins schadet.

Eine weitere Konsequenz für die fachliche Geschichtsarbeit ist die stärkere Erfassung der städtebaulichen Merkmale von Zeugnissen der Vergangenheit, eine Betonung, die sowohl dem Einzelzeugnis angemessen ist als auch die aktuellen Debatten über den öffentlichen Raum bereichern kann. Sie kann auch zu einer wünschenswerten Unterordnung neuer Architektur unter den städtebaulichen Kontext führen. Ein Aspekt, der von Winfried Nerdinger aus München wie folgt angesprochen wurde. »Solange angehenden Architekten bereits bei der Ausbildung die Wahnvorstellung eingetrichtert wird, neue Architektur müsse sich partout überall ‚zeitgemäß‘ darstellen und dürfe sich nicht einpassen oder unterordnen, wird es immer wieder zu ... Fehlleistungen kommen.«² Nerdinger spricht hier ein Schlüsselproblem an: die Frage des

Zeitgemäßen in der architektonischen Praxis, ein Minenfeld sondergleichen, ein Beispiel für Deutungsmacht und gleichzeitiger Ohnmacht, wenn die Pose des Zeitgemäßen von der Stadtpflicht nicht akzeptiert wird.

Notwendig ist nicht zuletzt auch eine bessere Verarbeitung von exemplarischen Erfahrungen, von Referenzprojekten, planerischen Modellfällen, die in einer bestimmten Zeit besondere Aufmerksamkeit erfahren und zu fachlichen Wallfahrtsorten werden. Ich erinnere nur an die Begeisterung über die Altstadterneuerung von Bologna zur Mitte der 70er Jahre, an das international beachtete Beispiel Salzburg sowie an die IBA in West-Berlin während der 80er Jahre und an Barcelona zur Wende der 90er Jahre. Diese europäischen Referenzprojekte einer herausragenden Stadtplanung wurden aber nur in ihrer Aufschwungphase beachtet, ihre Abschwungphase fand kein Interesse mehr. Man suche nur in den Fachzeitschriften nach Artikeln, die diese Erfahrungen a posteriori bilanzieren, man wird nichts finden. Das ist aber ein grundsätzliches Problem unserer Planungs(un)kultur. Ohne Verarbeitung ist ein Lernen unmöglich. Es ist daher eine Aufgabe der Planungsgeschichte, diesem »Vergessen« entgegenzuwirken.

Wichtig ist schließlich noch ein weiterer Schritt, der über die reine Geschichtsarbeit hinausgeht: Die Fachwelt sollte sich mehr zurückhalten mit dem Naserümpfen über die vielen historischen Vereine, wie das z.B. in Berlin üblich ist. Notwendig ist dagegen eine konzeptionelle Auseinandersetzung, das Einbringen des eigenen Standpunktes, der Streit über die geschichtlichen Konstruktionen, ein Streit, der immer auch verdeutlicht, wo eigene Schwachpunkte liegen. Dafür müssen wir aber besser vorbereitet sein.

Wenn ich all meine Empfehlungen zusammenfassen möchte, so kann ich auf ein Referenzprojekt verweisen, ein Projekt, das praktische und wissenschaftliche Geschichtsarbeit vernetzt, das programmatische und Alltagsarbeit verknüpft, das unterschiedliche Disziplinen ins Gespräch bringt, das auch und gerade Fragen der Deutung nicht ausklammert. Dieses Projekt ist die Institution und Zeitschrift »Die alte Stadt«. Ein Projekt, das sich immer wieder erneuert, ohne mit der Tradition zu brechen. Ein Projekt, das nun auch im Internet präsent ist und sich damit weiter vernetzen kann.

² W. Nerdinger, in: Bauwelt 17/2001, S. 37.

Dagmar Dietrich

Zur historischen Stadtanalyse im Inventar

Das Beispiel Landsberg/Lech

Die Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler, d.h. ihre gründliche wissenschaftliche Erforschung, ist in den meisten Denkmalschutzgesetzen als Aufgabe der staatlichen Denkmalpflege definiert. Unter »Inventarisierung« versteht man die intensive, umfängliche Untersuchung von Denkmälern und Denkmalkomplexen, mit dem Ziel, Denkmalszusammenhänge und Denkmalnetzungen ausführlich zu erfahren und zu erklären, Denkmalsubstanz zu beschreiben und zu bewerten und somit Denkmalbedeutung in möglichst umfänglicher Weise zu erfassen und darzulegen.

Die Inventarisierung versteht sich somit als Grundlagenforschung, die einerseits dazu angehalten ist, denkmalkundliche Erfassungsmethoden zu prüfen und weiter zu entwickeln, und zum anderen hat sie – wie beispielsweise auch die Bauforschung – die Aufgabe, wissenschaftliche Kenntnisse über unsere historische gebaute Umwelt zu vertiefen. Diese Arbeit ist allerdings nicht als zweckfreie Geschichtsforschung angelegt, sondern als Öffentlichkeitsarbeit, denn es geht darum, gewonnene Denkmalkenntnisse weiter zu vermitteln und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Ansprechpartner sind hierbei die Denkmalbesitzer ebenso wie die kommunalen Verwaltungen und Gebietskörperschaften, denen die politische Verantwortung für die Denkmale übertragen ist. Ihnen will das Inventar Unterlagen und Materialien zum überlegten denkmalpflegerischen Handeln und Vollzug des Denkmalschutzgesetzes zur Verfügung stellen.

Weiterhin gilt es auch, allgemeines Denkmalsbewusstsein zu erzeugen und damit zugleich in der Öffentlichkeit um Denkmalverständnis zu werben. Die vertiefte Denkmalforschung, deren Ziel stets die Veröffentlichung ist, bereitet ihre Ergebnisse daher so auf, dass diese über speziell interessierte Fachkreise hinaus auch den für seine bauliche Umwelt aufgeschlossenen Laien und Mitbürger erreichen. In einer engen, sich gegenseitig erläuternden Verbindung von Texten und historischen Ansichten und Plänen, aktuellen Photographien und bestandsgenauen Bauaufmaßen versuchen die Inventarbände, Denkmalinhalte und Denkmalwerte anschaulich zu machen und damit die von der Gesellschaft immer wieder intensiv eingeforderte Aufklärung darüber zu leisten, warum ein Objekt oder eine Objektgruppe »Denkmal« ist und worin die geschichtliche Bedeutung liegt, aus der sich laut Bayerischem Denkmalschutzgesetz ein »im Interesse der Allgemeinheit« liegender Erhaltungsanspruch ableitet.

In Bayern hat Inventarisationsarbeit, die übrigens auch in allen anderen Bundesländern über lange Traditionen zurückblicken kann, eine mehr als 100-jährige



Abb. 1: Ansicht der auf einer engen Landzunge zwischen Lechhochufer und Fluss gelegenen Stadt Landsberg aus dem Jahr 1700, Kupferstich von Michael Weining (Photoarchiv Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, BLfD).

Geschichte. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege hat seit dem Ende des 19. Jahrhunderts knapp 120 Inventarbände vorgelegt. Unter den jüngsten Veröffentlichungen erschienen neben Publikationen zu den Städten Günzburg (Regierungsbezirk Schwaben)¹ und Bamberg (Regierungsbezirk Oberfranken)² zwischen 1995 und 1999 auch vier Bände zur Stadt Landsberg (Regierungsbezirk Oberbayern), auf die im folgenden Bezug genommen werden soll.³

Voranzustellen sind zunächst jedoch einige Bemerkungen zu den allgemeinen Methoden der Inventarisierung. Im Unterschied zur reinen Geschichtsforschung, die sich vorrangig mit den historischen Überlieferungen befasst, interessiert sich die Denkmalforschung vor allem für die Gegenwart des Denkmals, die es zu begreifen und zu erklären gilt, sei es die eines einzelnen Bauwerks, einer mehrteiligen Baugruppe – oder ein so komplexer und vielschichtiger Organismus wie der einer alten Stadt. Um das Denkmal – also auch das Stadtdenkmal – in seiner historischen wie materiellen Dimension zu erfassen und nach den geschichtlichen Aussagen abzufragen, die es für die Gegenwart bereithält, sind vielfältige Fragen an das Geschichtsobjekt zu richten. Fragen nach dem »Wo?«, dem »Wann?«, dem »Wie?« und »Warum?«

¹ K. Kraft, Landkreis Günzburg 1, Stadt Günzburg. Die Kunstdenkmäler von Bayern, Regierungsbezirk Schwaben, München 1993.

² T. Breuer/R. Gutbier, Stadt Bamberg 5, Innere Inselstadt. Die Kunstdenkmäler von Bayern, Regierungsbezirk Oberfranken, München 1990; T. Breuer/R. Gutbier u.a., Stadt Bamberg 4, Bürgerliche Bergstadt. Die Kunstdenkmäler von Bayern, Regierungsbezirk Oberfranken, München 1997.

³ D. Dietrich u.a., Landsberg am Lech 1, Einführung und Bauten in öffentlicher Hand. Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge 2, München 1995; D. Dietrich/H. Weißhaar-Kiem u.a., Landsberg am Lech 2, Sakralbauten der Altstadt. Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge 3, München 1997; D. Dietrich u.a., Landsberg am Lech 3, Bürgerbauten der Altstadt. Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge 4, Berlin 1996; D. Dietrich u.a., Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge 5, Vorstadtbereiche und eingemeindete Dörfer, München 1999.



Abb. 2: Arkadenhof der ehemaligen stadteigenen Färberei Landsbergs, erbaut um 1565 (Photoarchiv BLfD).

Fragen, die sich ebenso auf die Vergangenheit wie Gegenwart des Gegenstandes beziehen.

Die Denkmalforschung fragt nach dem »Wo?« und untersucht Denkmäler und Denkmalgruppen in ihren von der Natur vorgegebenen bzw. vom Menschen veränderten oder geschaffenen Räumen und räumlichen Bezügen, d.h. sie verortet den Gegenstand Denkmal nach historisch-topographischen Gesichtspunkten und erkundet die erfahrbaren und beschreibbaren Zusammenhänge, das Umfeld, in das ein Denkmal hineingestellt ist, und auf das es seinerseits zurückwirkt. Für ein Einzelgebäude ist dieses Umfeld der Platz oder Straßenraum, die gebaute Nachbarschaft, das Gegenüber. Im Fall eines Stadtdenkmals ist es die naturräumliche und kulturgeschichtlich geprägte Landschaft, im Falle Landsbergs das bewegte Relief des vom Lech in eiszeitlich und nacheiszeitlich geprägten Flusstals (Abb. 1). Hier gilt das Untersuchungsinteresse den naturräumlichen Gegebenheiten, in die der bayerische Landesherr die Stadt im 13. Jahrhundert in einem bewussten politisch motivierten Gründungsakt hineingestellt und hineingeplant hat. Mit den Fragen, welche räumlichen Gegebenheiten zum unverwechselbaren Grundriss der Stadtanlage geführt haben, und welche der natürlichen Vorgaben geändert werden mussten, damit die Stadt wirtschaftlich existieren, sich entwickeln und expandieren konnte, werden



Abb. 3: Nach baurechtlichen Vorschriften des Landesherrn im sog. Kommunenverband errichtete spätmittelalterliche Häuserzeile an der Alten Bergstraße (Photoarchiv BLfD).

Fragen nach den städtebaulichen Leistungen mittelalterlicher und nachmittelalterlicher Stadtplanung relevant. Waren es vorgefundene Situationen oder planerische Aktionen, die zur Bildung der Stadtkontur führten und das innere städtebauliche Gefüge mit seinen Straßen und Plätzen bestimmten?

Wo und nach welchen topographischen Gesichtspunkten erfolgte die Befestigung der Stadt? Wo konnten Erweiterungen stattfinden, wo und wie brachte man die für das Leben der Stadt und seiner Bewohner notwendigen Baulichkeiten und Funktionen



Abb. 4: Der Hauptplatz mit dem Gasthof zum Mohren (zweites Haus von links), einem 1435 aus drei Vorgängerbauten entstandenen stattlichen Wirtshaus (Photoarchiv BLFD).

unter? Wo konnte die Stadt in vorindustrieller Zeit ihre dringend benötigten Energiequellen zum Betreiben von Mühlen und Sägen schaffen, wo wasserabhängige Gewerbe unterbringen?

Die Frage nach dem »Wo?« führt von der topographischen Bestandsaufnahme rasch weiter zur wirtschaftsgeschichtlichen und sozialtopographischen Analyse. Wo und aufgrund welcher Voraussetzungen entstanden bestimmte Handwerksquartiere, wie verteilte sich der Stadtboden zwischen öffentlicher Hand, kirchlichen und sozialen Einrichtungen und der privaten Bürgerschaft, und hier zwischen Arm und Reich? Wie veränderten sich diese Strukturen im Laufe der Zeit und was ist davon heute noch im Stadtgrundriss oder im Stadtbild erfahrbar und nachvollziehbar? Gleichzeitig stellen sich weitere Fragen nach dem »Wer?« und dem »Wann?«, d.h. der geschichtlichen Dimension des Denkmals, des Stadtdenkmals. Wer gründete die Stadt? Welchen städtebaulichen, d.h. im Mittelalter häufig zugleich auch fortifikatorischen Ansatz verfolgten die Stadtgründer? Wann wurde gebaut und wer war der jeweilige Bauherr? Von welchen politischen Determinanten wurde die Entwicklung der Stadt bestimmt?

Welche wirtschaftlichen Zweige konnten sich aufgrund handelspolitischer Bezüge entwickeln, welche wurden durch Kriege oder andere Einflussnahmen wieder geschä-



Abb. 5: Landsbergs Mittelpunkt, der heute durch Verkehrseinbauten beeinträchtigte Hauptplatz, hier in seiner alten Gestalt auf einer historischen Fotografie um 1874 (Photoarchiv BLFD).

digt oder zerstört und was bedeutete das für Stadtorganismus und Stadtgestalt? Welche baulichen Zeugnisse haben sich hiervon erhalten, was sagen sie als gebaute Geschichtsdokumente aus und was tragen sie zum unverwechselbaren Bild und zur individuellen Struktur der Stadt bei? Fragen dieser Art führen in Landsberg unter anderem zu einer am Altstadtrand errichteten Gruppe schlichter, aber stattlicher Lagerbauten des 17. und 18. Jahrhunderts, die als bauliche Zeugnisse des einst für die Stadt lebenswichtigen Salzhandels einen spezifischen geschichtlichen Aussagewert besitzen und ein Stadtquartier in besonderer Weise prägen. Ein stattlicher Arkadenhof des 19. Jahrhunderts gehört zur ehemaligen städtischen Färberei und belegt die Bedeutung, die das Weber-, Tuchmacher- und Färbergewerbe in vorindustrieller Zeit für die Kommune hatte (Abb. 2).

Wieder geht es zunächst um eine Bestandsaufnahme, die ihre Erkenntnisse nun vor allem in den historischen Überlieferungen, in den Urkunden, Archivalien und historischem Planmaterial sucht und die dort gefundenen Erkenntnisse zur Erklärung der vorhandenen Baulichkeiten und baulichen Strukturen heranzieht. Dabei werden Veränderungen und Verwerfungen räumlich und zeitlich fassbar, die den Denkmalbestand geprägt und weiterentwickelt haben. Die Denkmalforschung hat diese geschichtlichen Entwicklungen und die damit erzeugten materiell vorhandenen



Abb. 6: Das aus spätmittelalterlicher Zeit stammende, mehrfach erneuerte Wehr im Lech vor der Silhouette der Altstadt (Photoarchiv BLfD).

Schichten wie auch die oft verursachten Verluste und Schädigungen festzustellen und zu werten.

Damit ist zugleich die Frage nach der historischen Bausubstanz berührt: Wie wurde das Denkmal einst realisiert, welche Baumaterialien wurden in historischer Zeit verwendet und welche spezifischen Formen oder Eigenschaften der Baukörper resultierten hieraus? Aus welchen regionalen baulichen Traditionen heraus entstand das Einzeldenkmal und aus der Summe der Einzelbauten die Stadt? Welche historischen Bauvorschriften waren zur Entstehungszeit zu berücksichtigen, welche späteren Verordnungen führten zu charakteristischen Ausprägungen der baulichen Objekte oder zu späteren Überformungen (Abb. 3)? Aus welchen Zeiten stammen bauliche Veränderungen, warum wurden sie notwendig und wie wurden sie materiell realisiert?

Zu fragen ist darüber hinaus: Sind die Veränderungen als Störungen des Geschichtsdenkmals zu bewerten, oder legen sie sich als eigene werthaltige Bedeutungsschicht über den alten Kern. Und falls ja, inwieweit sind sie damit wesentlicher Teil der geschichtlichen Dimension des vor uns stehenden, Inhalte und Werte aus der Geschichte in unsere Gegenwart tragenden Denkmals?

Zur Beantwortung der hier vorangestellten Fragen – das deutet bereits ihre hier

versuchte Aufzählung an – sind ausholende und umfängliche Untersuchungen erforderlich, doch erscheint die Mühe lohnend und die Ausbeute an Antworten fällt oft unerwartet reichhaltig aus. So ist der bauliche Bestand eines Stadtdenkmals und auch das seines Umfeldes – in seiner Gesamtheit zunächst prospektiv (d.h. unter optischer Befunderhebung) Haus für Haus vom Keller bis zum Dach zu begehen. Es sind typische Grundrissmerkmale, Kellerformen und Dachwerkskonstruktionen festzustellen, wobei sich während der Reihenuntersuchung ganzer Hauszeilen oder Stadtquartiere die Befunde oft gegenseitig erhellen.

Auch historische Ausstattungungen werden beschrieben und photographiert. Zur Objektbegehung kommt eine umfassende Auswertung aller zugänglichen Schriftquellen und Archivalien sowie aller erreichbaren historischen Bildquellen, Photographien und Pläne. Ebenso erfolgt auch die Durchsicht vorhandener Literatur, aus denen weitere Erkenntnisse zur Klärung, Einordnung und Würdigung des baulichen Befundes zu gewinnen sind. In Landsberg konnten beispielsweise die Nutzungs- und Besitzverhältnisse der Bürgerhäuser fast immer bis zum Dreißigjährigen Krieg, in einzelnen Fällen auch bis ins Spätmittelalter hinein geklärt werden. So ließ sich beispielsweise für den stattlichen Gasthof zum Mohren am Landsberger Hauptplatz (Abb. 4) nachweisen, dass er bereits vom 14. Jahrhundert an bis heute kontinuierlich als Gasthof Bestand hat und seine heutige Baugestalt im Jahr 1435 vermutlich nach einem Brand erhielt. Vielfach gelang es durch entsprechende Recherchen nach der ursprünglichen Bestimmung, bauliche Auffälligkeiten als Gestaltmerkmale früherer Nutzungen zu identifizieren, so beispielsweise bei den zahlreichen Gerberhäusern der Stadt oder den Handwerkerbauten in der Schlossergasse Landsbergs, die im mittleren 16. Jahrhundert gleichsam als Reihenhäuser von der Kommune für eine Anzahl von Schlossern und Schmieden errichtet und aus Brandschutzgründen außen an die erste Stadtmauer gelehnt wurden.

Aus den einzelnen Objektanalysen ließen sich weiterhin mosaiksteinartig Erkenntnisse zum speziellen baulichen Charakter und Erscheinungsbild einzelner Straßen und Plätze gewinnen, so dass auch die Würdigung der städtischen Innenräume mit konkreten historischen Fakten unterlegt werden konnte. Anzumerken ist, dass die Inventarisierung als ganzheitlich konzipierte Erfassungsmethode stets alle Teile eines Denkmals zu erfassen sucht; im Falle einer historischen Altstadt also nicht nur die einzelnen Bürgerbauten, sondern auch die stadtbildbestimmenden Monumental- und Sakralbauten mit ihrer vielfältigen Ausstattung, zumal sich in den prominenten Baulichkeiten die politisch-soziale Entwicklung der Stadt ebenso wie die geschichtliche, kulturelle und künstlerische Leistung des städtischen Bürgertums über die Jahrhunderte hinweg spiegelt. Ebenso werden auch untergeordnete Hofbebauungen oder Nicht-Denkmäler erfasst, wobei die mangelnde Bedeutungsichte bei diesen Baulichkeiten meist eine rasche Bestandsaufnahme ermöglichen. Zudem werden im Inventar



Abb. 7: Grundriss der Stadt Landsberg auf dem Plan zum Urkataster von 1811 (Photoarchiv BLfD).

abgegangene bauliche Anlagen gewürdigt, soweit dies für das Verständnis des heutigen Baubestandes wichtig ist.

Im Landsberg-Inventar findet sich daher ein Kapitel über die seit fast 200 Jahren verschwundene Burg, da dieser einst über der Stadt thronende Baukomplex bis heute eine konkret nachvollziehbare Wirkung auf den Stadtgrundriss hatte (vgl. Abb. 1). Schließlich werden auch die Freiflächen dokumentiert, d.h. die Straßen und Plätze mit ihren noch vorhandenen oder auch verschwundenen historischen Möblierungen wie Brunnen, einst offenen Gerinnen, Pflasterungen usw. (vgl. Abb. 5). Auch gehören Gärten und Parkanlagen dazu, ebenso wie vom Menschen genutzte und entsprechend durchbaute Flussläufe oder Kanäle. So ist im Landsberg-Inventar vom »Flusswehr im Lech« die Rede, das 1364 zur Versorgung eines Mühlkanals und damit zur Energieversorgung der Stadt gebaut wurde. Das in seiner Bausubstanz immer wieder erneuerte technische Denkmal ist auch heute noch im Stadtbild präsent (Abb. 6).

Der komplexe Anspruch und die relativ aufwendigen Untersuchungsmethoden haben der intensiven Denkmalforschung das Odium vermeintlicher (oder tatsächlicher?) Schwerfälligkeit und Langatmigkeit eingebracht. Mit dem Stadtinventar Landsberg konnten konkrete Erfahrungen gemacht werden, welcher Zeitrahmen und welche Arbeitsbedingungen notwendig sind, um vertiefte Denkmalforschung auch heute noch in einem – wie wir meinen – vertretbaren Zeitraum durchführen zu können, wobei vorausszuschicken ist, dass die Verhältnisse in Landsberg für die Arbeit außerordentlich günstig waren.

Dass hier in Landsberg gearbeitet wurde, geschah zum einen auf ausdrücklichen Wunsch der Stadt, zum anderen ist die im Kern mittelalterliche Stadt wegen ihrer besonderen Denkmaldichte und Denkmalbedeutung aus denkmalpflegerischer Sicht von großem Interesse. Dies vor allem auch deshalb, weil sich die Stadt in einem Wandlungsprozess befindet, da der weitere Ausbau der Autobahn München-Lindau eine unmittelbare Anbindung an den Ballungsraum der Großstadt München geschaffen hat. Dies führte zu erheblichem Druck auf die Bausubstanz der Kernstadt. Zudem hatte die Kommune auf das Wachstum mit dem Ausbau ihrer kommunalen Einrichtungen wie Verwaltung, Schulen, Museum, Bibliothek, Theater usw. zu reagieren, die nahezu sämtlich in historischen Gebäuden untergebracht sind. In Landsberg wurden und werden zudem Stadtsanierungsmaßnahmen durchgeführt, die ja bekanntlich weitere Veränderungswünsche entstehen lassen.

Diese Umstände veranlassten die Regierung von Oberbayern das von der Stadt und dem Denkmalamt geplante Inventarisationsvorhaben Landsberg in einer Art Modellversuch in die vorbereitenden Untersuchungen zur Stadtsanierung einzubinden und über fünf Jahre mit Mitteln der Städtebauförderung zu unterstützen. Mit dieser Finanzhilfe konnten auch Kräfte außerhalb des personell unzureichend ausgestatteten Denkmalamtes eingebunden werden. Es bildete sich ein Arbeitsteam aus zwei Kunsthistorikern und einigen studentischen Hilfskräften. Architekten und Bauforscher wurden für einzelne intensivere Bauanalysen und erforderliche Aufmäße per Einzelauftrag eingeschaltet. Unterstützt wurden sie durch Hilfskräfte, die über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen eingesetzt werden konnten. Auch war es möglich, verschiedene Spezialisten für einzelne bau- und technikgeschichtliche oder auch volkswirtschaftliche Fachfragen in die Arbeit einzubinden.

Eine außerordentlich wichtige Hilfe kam von den Historikern und historisch interessierten Bürgern der Stadt, deren oft detailliertes lokalgeschichtliches Wissen für die Denkmalerforschung nutzbar gemacht werden konnte. Auch übernahm der Leiter des Historischen Vereins und der Kreisheimatpfleger einen Großteil der zeitaufwendigen Archivforschung. Unterstützung kam auch von den benachbarten Universitäten in München und Augsburg, bei denen insgesamt zwölf, von der Inventarisierung ange-regte und diese unterstützende Magister- und Diplomarbeiten entstanden.

In Landsberg konnte die denkmalkundliche Bestandsaufnahme des gesamten

Stadtgebietes einschließlich Vorstädten und eingemeindeten Ortsteilen innerhalb der geplanten fünf Jahre durchgeführt werden, wobei etwa zwei Jahre auf die Untersuchung der Bürgerbauten in der Altstadt entfielen. Da das Inventarisationssteam dank Unterstützung der Stadt vor Ort arbeiten konnte, waren kurze Wege möglich, und das Arbeitsteam war bereits von Anfang der Kampagne an bemüht, auf die aktuellen Bedürfnisse der kommunalen Bauverwaltung zu reagieren. So wurde zunächst gezielt überall dort gearbeitet, wo aufgrund von Veränderungswünschen ein aktueller Informationsbedarf anstand. Die denkmalkundlichen Untersuchungen konnten so vielfach bereits im Vorfeld anstehender Erlaubnis- und Genehmigungsverfahren durchgeführt werden. Es ergaben sich für alle Beteiligten größere Planungssicherheiten, die sich im Fall konkreter Veränderungswünsche sowohl geld- wie auch zeitsparend auswirken konnten. Im Rahmen der Denkmalforschung können zwar keine Sondagen, Mauereingriffe oder restauratorische Befunderhebungen durchgeführt werden, so dass im Einzelfall weder der Bauforscher noch der Restaurator zur Vorbereitung von konkreten Veränderungsmaßnahmen ersetzt werden kann, wohl aber ist durch Vorarbeiten deren Einsatz zu steuern, so dass auch hier Kosten unnötiger Pauschaluntersuchungen gespart werden können.

Nach Abschluss der Bestandsaufnahme vor Ort waren im Rahmen der Denkmalforschung Resümées aus den vielen Einzeluntersuchungen zu ziehen. Neben einer allgemeinen Abhandlung zur baugeschichtlichen und städtebaulichen Entwicklung der Stadt entstanden zusammenfassende Berichte über die Verwendung von historischen Baumaterialien und Bautechniken, zur Grundrisstypologie der Bürgerbauten, zu den regionaltypischen Dachwerkskonstruktionen usw. Auch waren die Ergebnisse einer Kellerkartierung im Kernstadtbereich ebenso auszuwerten wie die der sozialtopographischen Erhebungen. Diese überblicksartigen, der katalogartigen Abhandlung der Einzelobjekte vorangestellten Zusammenfassungen dienen zur raschen allgemeinen Information der Inventar-Benutzer und weisen zugleich aber auch über den eigentlichen Untersuchungsgegenstand der Stadt Landsberg hinaus, indem sie als Vergleichsmaterial für die Beurteilung und Bewertung anderer, ähnlicher Stadtstrukturen oder baulicher Zusammenhänge bzw. zur Erklärung von regionalen Baugewohnheiten auch benachbarter Orte herangezogen werden können. Darüber hinaus wird Material auch zur überregionalen Typologie des Städtebaus, zur Fortifikation, zum bürgerlichen Hausbau oder zur Entwicklung von Kunst und Kunsthandwerk bereitgestellt.

Die durch Städtebauförderungsmittel unterstützte, interdisziplinär durchgeführte Inventarisierung in Landsberg wurde im Prinzip so angelegt, dass sie auf jeden anderen Ort oder Denkmalkomplex übertragbar ist, der aufgrund großer Denkmaldichte, Denkmalbedeutung oder auch Denkmalgefährdung einer umfassenden Analyse bedarf.

Zu solchen Orten gehören – wie das Beispiel Landsberg wohl zeigen konnte – ins-

besondere historische Stadtkerne mit ihren ständig von Entwicklungs- und Veränderungsdruck bedrohten hohen Denkmalwerten. Eine gründliche denkmalforscherische Untersuchung wird den Prozess der notwendigen Weiterentwicklung eines historischen Stadtkörpers nicht verhindern, dies weder wollen noch können. Auch hat die Inventarisierung, und dies sei abschließend noch angefügt, weder die Aufgabe noch die Veranlassung, unmittelbar in Planungs- oder Bauvorhaben einzugreifen oder hierfür bereits prophylaktisch Rezepte zu bieten. Auch ist das Inventar kein Rechtsinstrument, aus dem unmittelbare Handlungs- oder Planungsmaxime hergeleitet werden können.

Das Inventar hat möglichst differenziert Auskunft über Denkmalqualitäten zu geben und bietet damit die eigentlich unerlässliche Voraussetzung für die Feststellung von Denkmaleigenschaft bzw. für eine Unterschutzstellung im Sinne der Denkmalschutzgesetze, aus der sich fundierte Erhaltungsforderungen ableiten lassen. Die Forschungsarbeit dient weiterhin dazu, notwendige Eingriffe in den hoch sensiblen Bestand einer alten Stadt unter den Gesichtspunkten einer effektiven Denkmalpflege möglichst umfangreich und ohne den Druck eines unmittelbar aktuellen Handlungsbedarfs vorzubereiten.

Manfred Mosel

Historische Stadtbildanalyse am Beispiel Würzburg¹

Bleibt man bei der engeren Bedeutung des geläufigen Begriffs Stadtbildanalyse, dann gehört es – nämlich das Bild einer Stadt oder einer Fassade – nicht zu den wesentlichen Aufgaben und Arbeitszielen der Denkmalpflege. Das Bild des Denkmals ist die wahrzunehmende Schicht, die Oberfläche. Es wirkt auf die Sinne, vermittelt Wesensmerkmale, Alter und manchmal auch Bedeutung des historischen Gegenstandes. Es ist

deshalb wichtig. Aber ohne den unmittelbaren Bezug zum historischen Gegenstand, zum alten Haus, zur alten Stadt, ohne das Bewusstsein, dass das Bild Ergebnis der Entstehung und der Geschichte eines komplexen Überlieferungszustandes ist, macht denkmalpflegerisches Handeln wenig Sinn. Eine isolierte Betrachtung eines Stadtbildes und daraus abgeleitete Konzepte der Stadtbildpflege können für den denkmalpflegerischen Auftrag der Erhaltung einer historischen Stadt sogar kontraproduktiv sein.

Der folgende Bericht befasst sich mit diesem Thema am Beispiel unserer Arbeit für die Stadt Würzburg. Gleichzeitig ist es ein Bericht über eine Zusammenarbeit, die zwar in dieser Intensität von der staatlichen Denkmalpflege wegen des Zeitaufwandes nicht allzu häufig zu leisten ist, die aber exemplarisch zeigt, wie produktiv die Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Überlieferung sein kann, wenn alle Beteiligten trotz ihrer unterschiedlichen Positionen sich in einem Ziel – nämlich dem der Stadterhaltung – zusammenfinden. Es ist fast überflüssig zu sagen, dass Stadterhaltung und Stadtgestaltung ohnehin nicht aus einer einzigen Position heraus zu leisten sind.

Die Ausgangslage dieses Projektes in Würzburg wird am besten mit den Worten des berufsmäßigen Stadtrates und Stadtbaurates von Würzburg, Christian Baumgart, beschrieben: »Unmittelbarer Anlass für die vorliegende Arbeit war der formelle Zusammenhang mit der Stadtsanierung, in deren Rahmen vor der förmlichen Festlegung eines innerstädtischen Sanierungsgebietes fachliche Rahmenüberlegungen wie ein Verkehrs-, Nutzungs- und Grünordnungskonzept sowie die Stadtbildanalyse zu erarbeiten waren. Die Stadtbildanalyse wurde dem Stadtbauatelier Würzburg in Auftrag gegeben, vertreten durch Herrn Regierungsbaumeister Dipl.-Ing. Rasso Mutzbauer



Abb. 1: Würzburg, Dombezirk 1945 (Stadtarchiv Würzburg).

und beraten von Prof. Dr.-Ing. Michael Trieb, Stadtbauatelier Stuttgart. Nach jahrelanger Vorarbeit starb 1992 Herr Mutzbauer, die weitere Bearbeitung wurde vom Stadtbauatelier Stuttgart unter Federführung von Frau Dipl.-Ing. Grazyna Adamczyk durchgeführt.«

Die vorliegenden Arbeiten von Mutzbauer hatten einen aus der Sicht der Denkmalpflege positivistischen Ansatz zur harmonisierenden, zum Teil auch korrigierenden oder reparierenden Stadtbildpflege. In einzelnen Punkten liefen die Bebauungs- und Gestaltungsvorschläge bestimmten geschichtlich bedeutsamen Spuren zuwider: Das Areal eines ehemaligen Klostersgartens mit erhaltener Mauer zur Straße hin wurde als Baulücke mit der Empfehlung zur Bebauung definiert, oder nicht minder bedeutsame historische Brüche in der Stadtgestalt, die vom Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert prägend waren, wie die unterschiedliche Bebauung der nördlichen und der südlichen Straßenflucht der Juliuspromenade wurden für eine gestalterische Angleichung an die Bebauung des 18. und 19. Jahrhunderts empfohlen. Dies und weil die geschichtlich so herausragend bedeutsame Stadt Würzburg mit ihren schweren

¹ Vortrag auf der Internationalen Städtetagung der AG Die alte Stadt zum Thema »Stadtplanung und Stadtgeschichte« in Landsberg am Lech vom 10. bis 13. März 2001.



Abb. 2: Würzburg, Luftaufnahme des Stadtkerns aus den 80er Jahren (*Stadtarchiv Würzburg*).

Kriegszerstörungen und der nicht eben einfachen Würdigung der Wiederaufbauleistungen bis in die 60er Jahre das Engagement der Denkmalpflege herausforderte, war der Anlass, der Stadt Würzburg eine aktive Zusammenarbeit bei der Erstellung der Stadtbildanalyse anzubieten. Dabei war es kein Hintergedanke, sondern offen ausgesprochen, dass die Beteiligung der Denkmalpfleger an einer Stadtbildanalyse nicht darauf gerichtet sein konnte, eine Anleitung zur Lösung von Gestaltungsfragen zu schaffen. Aus der Sicht der Denkmalpflege ging es eher um eine Art Leitbilddiskussion über Stadterhaltung und Stadtgestaltung.

Drei Gruppen fanden sich in Würzburg in einer Arbeitsgemeinschaft zusammen. Die drei Gruppen entsprachen auch drei unterschiedlichen Ausgangspositionen. Die Position des Bau- und Planungsreferates der Stadt Würzburg war, im Rahmen der Stadtsanierung, aber auch grundsätzlich Instrumente zu entwickeln, die als Hilfen für städtebauliche Entscheidungen im Stadtrat und für konkrete Projekte gerade auch für Fragen der Baugestaltung in der Bauverwaltung nützlich sind. Die Position des Stadtbauateliers Stuttgart war selbstverständlich die des Auftragnehmers, aber natürlich darüber hinaus die der an den Werten der überlieferten Stadtgestalt orientierten städtebaulichen Planung.

Die Position der Denkmalpflege könnte man auf die Formel bringen: erst die Stadt, dann die Bildanalyse. Weil das aber keine Gegensätze, auch keine Alternativen sind,

ist eine Erläuterung der Position der Denkmalpflege notwendig. Grundwert denkmalpflegerischer Stadterhaltung und Stadtgestaltung ist die geschichtliche Bedeutung, die als authentische Überlieferung in unserer Gegenwart zum Schutzwert geworden ist. Jede Überlieferung dieser Art, prominent oder anonym, monumental oder alltäglich, Kunstwert oder zufällig, alles zeichnet eine Besonderheit aus, die sich einer zeitgebundenen, gar modischen Betrachtungsweise entziehen muss: Die authentischen Zeugnisse der Geschichte sind unwiederholbar. Deshalb darf nur die Bedeutungsanalyse des Ganzen und des Einzelnen Grundlage für gestalterische Entscheidungen sein.

Auf der Seite der Denkmalpflege bestand die Sorge, dass mit einer formal ästhetisch begründeten Stadtbildanalyse eine Reparaturfibel für das Stadtbild angeboten wird, die mittelfristig den gestalterischen Reichtum, der neben den großen Leistungen gerade aus den Zeitspuren und den Brüchen in der Entwicklung besteht, durch Vereinheitlichung mindert. Eine weitere Sorge war, dass die notwendig zeitgebundenen, ästhetischen Einstellungen zu einer Überlagerung des historischen Stadtbildes durch Stadtbildinszenierungen führen. Da unser Beitrag eher von der Idee der Stadterhaltung und nur nachrangig von der der Stadtbildpflege ausging, musste er ein städtebaulicher sein. Eigentlich bietet es sich in einer ehemals so kriegszerstörten Stadt an, die städtebaulichen Struktur- und Gestaltmerkmale und nicht das Bild der Stadt in den Vordergrund der Betrachtung zu stellen.

Mit unserer Bereitschaft zur Beteiligung haben wir Denkmalpfleger uns zum Zeitpunkt der notwendigen Entscheidung über die Fortsetzung der Arbeit von Mutzbauer zugleich exponiert. Wir haben daraus die Konsequenzen gezogen und der Stadt Würzburg die aktive Mitarbeit an der weiteren Bearbeitung angeboten und uns – so wie das Stadtbauatelier Stuttgart als Auftragnehmer – munter das Joch des Leistungszwanges begeben. Das war auch ein bewusster Akt der Pietät. Unsere Position stand der Mutzbauers diametral gegenüber. Da dieser Gegensatz nicht mehr in einer fachlichen Diskussion ausgetauscht werden konnte, wir aber auf unserer Position beharrten, blieb nichts anderes als der aktive Beitrag übrig. Darauf begann eine über fast drei Jahre dauernde, zwar nicht in kontinuierlicher Intensität, aber doch von Termin zu Termin sich forttragende Fachdiskussion, die für den hier Berichtenden und sicherlich auch für die anderen Beteiligten von großem Gewinn war.

Bevor nun an konkreten Beispielen die faktische Evidenz des gemeinsamen Auftrages und seiner Ergebnisse veranschaulicht werden soll, ist die Bedeutung der fachlichen Auseinandersetzung als Grundlage zeitgemäßen Denkmalschutzes hervorzuheben. Eine Alternative wäre der lediglich der verwaltungsorientierte Vollzug nach den Buchstaben der Gesetzes und der kommunalen Planungshoheit – eine erschreckende Vorstellung jedoch für den Umgang mit der alten Stadt.

Parallel zu den Diskussionen entstanden hauptsächlich in den ersten anderthalb Jahren die Entwürfe für das Publikationsprojekt »Stadtbild Würzburg, eine Analyse zur Stadtsanierung«. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege übernahm den



Abb. 3: Würzburg, Juliuspromenade nach 1870 (Stadtarchiv Würzburg).

Teil I: »Stadtentwicklung und historische Stadtstruktur«, der von Thomas Gunzelmann unter Mitarbeit von Michaela Hanisch bearbeitet wurde. Der Teil II: »Stadt- bildanalyse der Innenstadt mit Gestaltungsempfehlungen« wurde vom Stadtbau- atelier Stuttgart durch Frau Grazyna Adamczyk bearbeitet.

Der Stadtgrundriss ist das Gedächtnis einer Stadt. Um zu verstehen, was in diesem Gedächtnis gespeichert ist, muss man ganz unten, wie beim Bauen üblich, also von Grund auf beginnen. Wenn das konsequent verfolgt wird, so erreicht man zum Schluss auch das Bild der Straßen und Plätze so sehr prägenden Fassaden und Dächer. Angesichts der furchtbaren Zerstörungen von Würzburg – die Kernstadt war weit über 80% vollständig zerstört und die übrigen Bauten mehr oder weniger beschädigt – ist es von allergrößter Bedeutung, wenn in der dicht und kompakt wiedererrich- teten Stadt neben den Grundrissen und den geretteten monumentalen Einzeldenk- mälern authentische bauliche Gefüge ganzer Quartiere überliefert werden. Auch wenn zu akzeptieren ist, dass die zahlreichen unauffälligen und kleinsten Gebäude ungeplanter Nachkriegsarchitektur keinen eigenen Denkmalwert haben können, so tradieren sie als städtebauliches Strukturmerkmal im Grund- und Aufriss Stadt- geschichte vom 11. bis ins 20. Jahrhundert.

Die Diskussion über die Eigenart der Juliuspromenade, einer planmäßig angelegten Prachtstraße des 19. Jahrhunderts auf der Grenze zwischen der hochmittelalterlichen Stadt und den schon im 12. Jahrhundert entstandenen Vorstädten, geriet in der Arbeitsgemeinschaft zu einer Art Leitbilddiskussion über städtebauliche Themen. Sie



Abb. 4: Würzburg, Luftbild der Julius- promenade aus den 90er Jahren (Stadtarchiv Würz- burg).

entzündete sich daran, dass die südliche Straßenseite historisch betrachtet in ihrer kleinteiligen Bebauung die Rück- und Außenseite der hochmittelalterlichen Stadt tradiert. Diese Bauzeile wurde im Stadtausbau des 18. und 19. Jahrhunderts nicht umgebaut. Die nördliche Seite der Juliuspromenade dagegen wird in ihrem östlichen Abschnitt durch das Juliusspital und in ihrem westlichen Abschnitt durch blockartige, repräsentative, mehrgeschossige Wohn- und Hotelgebäude bebaut. Mutzbauer hatte empfohlen, zugunsten des repräsentativen Erscheinungsbildes der Promenade die

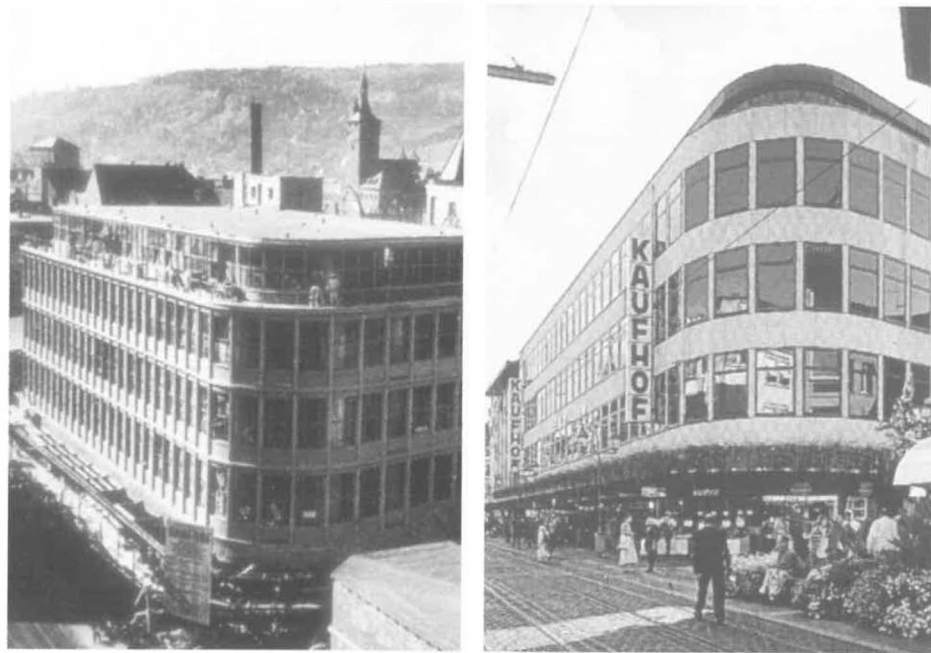


Abb. 5 und 6: Würzburg, Kaufhaus in der Schönbornstraße, Anfang der 50er und in den 90er Jahren (Stadtarchiv Würzburg).

kleinteilige Bebauung der Südseite aufzugeben und mit einer großzügigen und höher gezonten Bebauung den Straßenraum zu vollenden, wie das 19. Jahrhundert es nicht vermocht hatte. Ein solcher Vorschlag musste auch den Interessen der kommunalen Stadtentwicklung entgegenkommen, bot er doch Gelegenheit, das anschließende Quartier wesentlich aufzuwerten und eine sehr viel größere Bau- und Nutzungsdichte zu schaffen. An der Diskussion über den Umgang mit der Juliuspromenade zeigte sich sehr deutlich, dass die Beschaffung von Grundlagen für die Ziele der Stadtsanierung auch dann vorrangig ein städtebauliches Thema sein muss, wenn es um die gestalterische Aufwertung von Quartieren geht. In diesem Diskussionsabschnitt haben wir Denkmalpfleger unsere Aufgabe darin gesehen, die nicht monumentalen Überlieferungen in der Stadt Würzburg als Mitträger der Ensembleeigenschaft besonders herauszustellen.

So wie an Hand der Juliuspromenade die städtebaulichen Themen auf den Punkt gebracht wurden, geschah dies im Hinblick auf die Fassadengestaltung am Beispiel des Kaufhofes in der Schönbornstraße. In den Einkaufsstraßen einer lebendigen Stadt, die wie Würzburg ein weites Umfeld bedient, sind Fassaden und Werbeanlagen die zentralen Themen der Stadtbildgestaltung. Lassen sich Werbeanlagen und dazu-

gehörige Teile der Fassadenausstattung noch durch verbindliche Regelungen steuern – sie unterliegen ohnehin dem kontinuierlichen Wechsel der Werbetechnik –, so stellt sich hinsichtlich der Fassaden ein ganz anderes Problem. Fassadengestaltungen werden zunehmend als Sonderaufgabe der Architektur eingesetzt. Sie lösen sich von ihrer ursprünglichen Bedeutung, dem Bauwerk als Typ mit seinem Geltungsanspruch und seiner Funktion Ausdruck zu geben ab und werden zum Werbeträger. Fassaden verlieren damit den zeitstabilen Charakter der Architektur und werden dem Wechsel von Werbeanlagen unterworfen. Auf diese Weise kann ein Stadtbild in einem wichtigen Teil seiner Profanarchitektur das sichtbare Phänomen der Geschichtlichkeit ganz verlieren.

Das Beispiel des Kaufhofes in der Schönbornstraße in Würzburg ist besonders krass: Heute würde das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege diesen Kaufhausbau in den Formen seiner Entstehung Anfang der 50er Jahre in die Denkmalliste eintragen. Er ist der erste parzellenübergreifende Bau in Würzburg und repräsentiert den Stil der 50er Jahre in exemplarischer Weise. Zudem weist er das zurückversetzte Dachgeschoss auf, das für den Wiederaufbau in Würzburg geradezu zum Leitmotiv geworden ist. Die heute bestehende Fassadengestaltung schließt eine Würdigung im Sinne möglicher Denkmaleigenschaft aus. Erscheinungsbild und Gebäudearchitektur stehen nicht mehr in einem schlüssigen Zusammenhang, Geschichtlichkeit ist nicht mehr erkennbar. Dass dieses Bauwerk eines der Schlüsselprojekte des Wiederaufbaus in Würzburg war, ist am Objekt nicht mehr anschaulich nachvollziehbar.

Bei diesem Thema wurde noch einmal die Position der Denkmalpflege deutlich. Diese Position schließt die Aufgabe ein, sich auch Trends entgegenzustellen – zumindest auf die Wechselwirkung von Gestaltung und Erhaltung hinzuweisen. Den Mandatsträgern, den Verantwortlichen in der Verwaltung und der Öffentlichkeit muss vor Augen gehalten werden, dass Maßnahmen der Baugestaltung unmittelbaren Einfluss auf die Stadterhaltung haben. Wenn das Beispiel des Kaufhofes in Würzburg, das für viele andere Beispiele steht, Schule macht, dann kommen die Städte in die Lage, dass wesentliche Teile ihrer Architektur gar nicht mehr in den Rang geschichtlicher Bedeutung gelangen können. Das ist neben den denkmalpflegerischen und städtebaulichen Themen auch ein eminent wichtiges soziokulturelles Thema: Was ist Urbanität? Was darf es sein?

Gunter Just

Zum Wiederaufbau des Dresdner Neumarktes

Stadtplanung zwischen Rekonstruktion und Gegenwartsarchitektur¹

Zunehmend wird von der Krise der europäischen Stadt gesprochen. Ich spreche eher von der Gefährdung der europäischen Stadt, um zu verdeutlichen, dass es sich weniger um so etwas wie eine Identitäts- oder Sinneskrise handelt, sondern vielmehr um vielfältige äußere Gefahren, die die Lebensfähigkeit unserer Städte bedrohen. Diese Gefahren also, zum Greifen nahe und uns täglich beschäftigend, schädigen und verletzen sogar weitestgehend komplette Städte. Unser Handeln ist deshalb nicht nur von der Sorge einer etwaiger Verödung des Stadtzentrums geprägt, nein wir sind getrieben, trotz aller Widrigkeiten ein Stadtzentrum erst einmal schaffen zu müssen.

Die Bemühungen, um nicht zu sagen der Kampf um Dresdens Stadtzentrum, bedeuten, die Gefahren für die Stadt im Allgemeinen und für das Stadtzentrum im Besonderen abzuwehren.

Sie zeigt sich wie eine galoppierende Schwindsucht, die Auszehrung der Stadt mit der damit verbundenen Identitätskrise, die Flächenvergeudung und der Landschaftsverlust, die bindingslosen Investitionen in Stadt und Land durch vagabundierendes Kapital, die Entmischung statt der Urbanisierung, der durch zu geringe Siedlungsdichte im Umland uneffektive öffentliche Nahverkehr und stattdessen die Pendlerlawine durch den Individualverkehr, in Summe also die Zersiedlung oder wie viele sagen, der Siedlungsbrei.

Die als Folge dieser verheerenden Fehlentwicklung im räumlich beengten Mitteleuropa entstandenen außerstädtischen Siedlungsformen gerade in Deutschland werden von einigen Theoretikern als »Zwischenstadt« quasi gerechtfertigt. Die These der Zwischenstadt stützt sich dabei nicht zuletzt auf die Überlastung der Historizität der Innenstädte als einzigen Identifikationspunkt in einem in die Breite wachsenden Stadtzusammenhang. Es wird dabei die Gefahr suggeriert, die historischen Kerne könnten dann »im wesentlichen nur noch Museum und Bühne für eine theatralische Inszenierung des öffentlichen Raums« sein (Thomas Sieverts).

Diese Gefahr dürfte in Dresden so nicht gegeben sein, wenn wir bewusst für die noch nicht wieder aufgebaute Innenstadt städtische Dichte anstreben. In anderen Stadtteilen verfügen wir über eine weitestgehend erhaltene Stadtstruktur und als Resultat der außergewöhnlichen Aufbauleistung der 90iger Jahre über einen respektablen Fundus sanierter und rekonstruierter Gebäudesubstanz. Auf dem Weg zu

¹ Vortrag auf der Internationalen Städtetagung der AG Die alte Stadt zum Thema »Stadtplanung und Stadtgeschichte« in Landsberg am Lech vom 10. bis 13. März 2001.



Abb. 1: Dresden. Zentrum mit Neumarkt vor 1945

unserem Ziel, der Kompaktheit des europäischen Modells für die Dresdner Innenstadt, müssen wir expressis verbis den Neumarkt mit kleinräumiger Funktionsvielfalt, mit urbanem Milieu, mit sozialer Verflechtung und kultureller Vielschichtigkeit anreichern.

Wer, wie viele von uns, lange Zeit ohnmächtig darunter litt, wie wirtschaftliches Unvermögen und grobschlächlige Bautechnologien viele Städte beschädigten oder gar zerstörten (wir sprechen deshalb in Dresden von der zweiten Zerstörung für den Zeitraum bis 1990), der wird in der Rückgewinnung unserer bis zur Auflösung malträtierten städtischen Räume und in der Schaffung neuen Stadtgefüchtes den vorrangigsten Heilungsbedarf sehen.

Nach den Jahren, in denen sich städtebauliches Vokabular in der soldatischen Aneinanderreihung von Blöcken und Zeilen erschöpfte, ist dies nicht einfach rückwärtsgewandte Stadtgeschichts-nostalgie. Es ist vielmehr die Sorgfaltspflicht gegenüber den Bewohnern, ihnen die misshandelten Stadträume, ja überhaupt das Fehlen von städtischen Raumsequenzen ins Bewusstsein zu führen.

Wir alle, Bewohner dieser Stadt und Planer, müssen allmählich zurückfinden zu Maß und Rhythmus von Straße und Platz. Diese stadträumliche Wahrnehmung muss erst wieder ausgeprägt werden, bevor sie von neuerlichen Brüchen und Dissonanzen im Keime erstickt wird. In der Weite der bis in die Innenstadt hineinführenden



Abb. 2: Das neu auf-
gebaute, rekonstru-
ierte Coselpalais.

Elbauen erblickt man am Prallufer der Elbe ein Bild von unvergleichlicher Schönheit. Zwischen Semperoper am Theaterplatz und Brühlscher Terrasse ist Dresden noch immer unzweifelhaft eine Stadt von europäischer Bedeutung.

Dresden verfügt über eine betörend schön gebaute Kulisse am Elbufer beiderseits der Augustusbrücke. Jeder Fremde wähnt hinter ihr ein analoges städtisches Bild und erwartet auch in anderen Stadtteilen eine ähnlich urbane Dichte. Stattdessen findet sich heute noch dort, wo das Zentrum vermutet wird, weitläufige Tabula rasa. Die

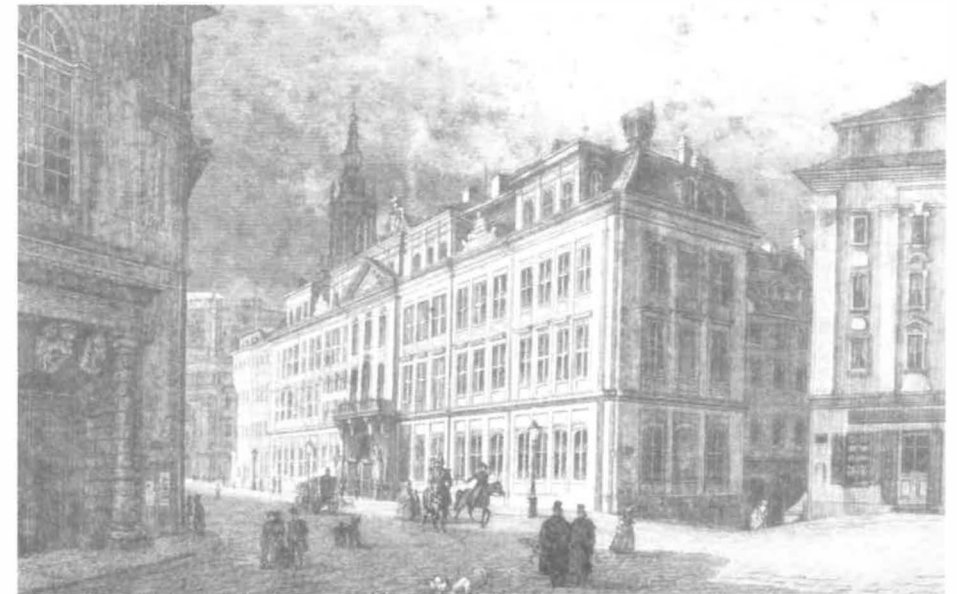


Abb. 3: Das prachtvolle Palais Brühl in der Augustusstraße musste dem Ständehaus (Sächsischer Landtag) weichen.



Abb. 4: Die erst 1936 abgerissene mittelalterliche Bebauung an der Salzgasse, deren Nachfolgebauten nur eine Standzeit von neun Jahren vergönnt war. Rechts im Bild die Rückseite des Coselpalais.

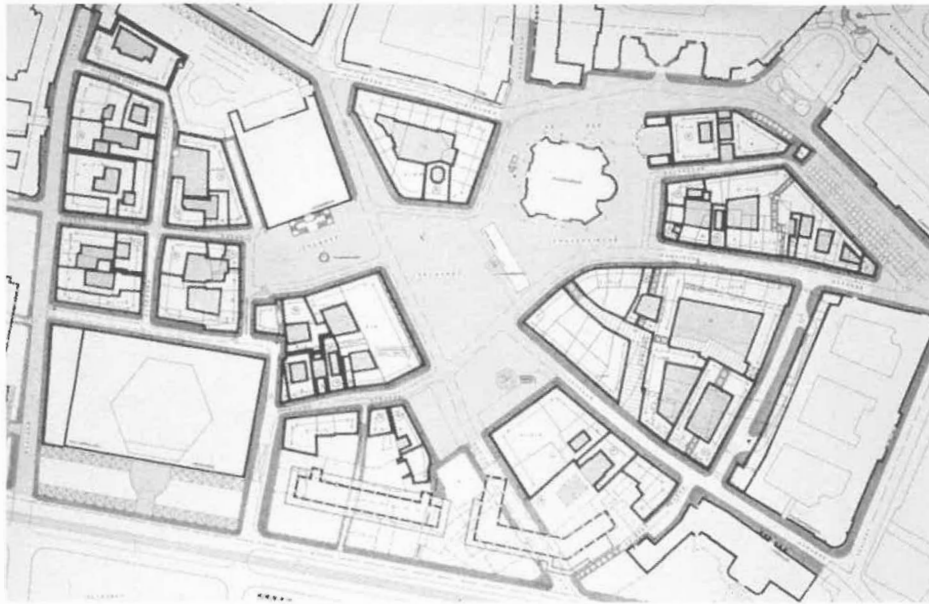


Abb. 5: Lageplan mit beabsichtigten Bebauungslinien. Der Plan ist Grundlage der sog. Gestaltungssatzung Innenstadt, die zwischen 1994 und 1996 von einer Planungsgruppe der Architektenkammer Dresden unter Konsultation der Mitarbeiter des Landesamtes für Denkmalpflege und des Stadtplanungsamtes erarbeitet wurde.

nach 1945 entstandenen Bereiche zeigen sich aufgeweitet, zerdehnt und mit monotonen funktionslosen Freiflächen ohne Verweilqualität. Nun aber soll auch im Herzen unserer Stadt, im Gebiet um die Frauenkirche zwischen Elbe und Wilsdruffer Straße, das wir noch immer kulturhistorisches Zentrum nennen, endlich wieder gebaut werden.

Die im Wiederaufbau befindliche Frauenkirche soll nicht als einsames Monument auf weiter Flur dominieren. Auf zum Teil noch ablesbarer alter Parzellenstruktur soll vielmehr ein Stadtorganismus entstehen, der mit einstigen Quartieren und Straßen, mit ehemaligen Platzfolgen durch kulturgeschichtlich bedeutsame Leitbauten, aber auch mit Gebäuden in heutiger Architektursprache, dieser einst so grandiosen, die Stadtsilhouette wesentlich prägenden Kuppel der Frauenkirche die notwendige maßstabsbildende Rahmung sichert.

Unbeeindruckt von der Auffassung einiger Puristen unter Denkmalpflegern und Architekten, wonach Repliken vernichteter Gebäude als Sündenfall gelten, wollen wir durch die Proportion und den Gestus des Leitbaues, also durch die Wiederaufführung einiger architektonisch wertvoller Gebäude, den Neubauten das Maß von Qualität vorgeben. Der vom Nestor der Sächsischen Denkmalpflege bereits in den fünfziger

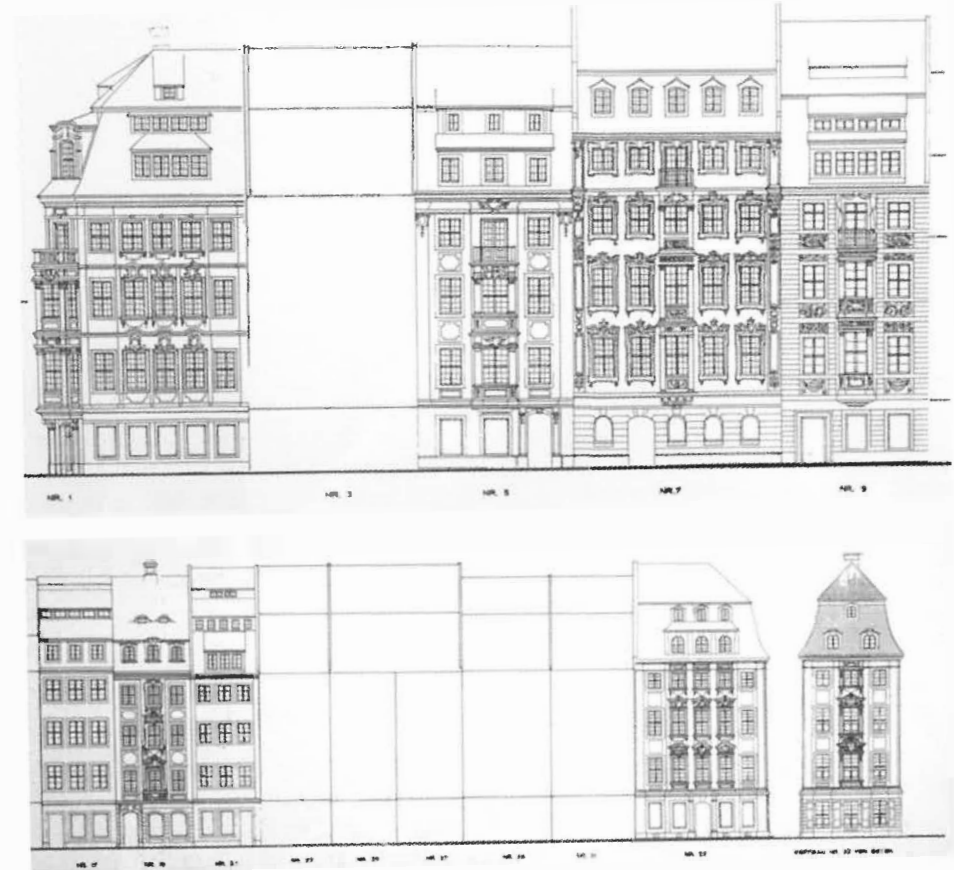


Abb. 6 und 7: Fassadenabwicklung der Rampischen Straße.

Jahren geprägte Begriff des Leitbaues gelangte mit der intensiven Diskussion um den Wiederaufbau des Neumarktes während der letzten 10 Jahre wieder auf die Tagesordnung und ist inzwischen öffentlicher Konsens. Wir sehen keine Veranlassung, dies in Frage zu stellen. Diese unsere Auffassung mündet in der Überzeugung, dass heutiges Bauen als Ergänzung und Bereicherung zu den maßstabbildenden Leitbauten tatsächlich dem Neumarkt das Gesicht geben kann, das ihm nach den jahrelangen Bemühungen um seine Rückgewinnung an der Schwelle des neuen Jahrtausends zukommt. Die Grundmauern der im Kriege zerstörten Platzwand- und Umgebungsbebauung befinden sich noch immer im Boden. Die Errichtung maßgeblicher Leitbauten muss also keine spätere Bebauungsphase überspringen. Repliken müssen ein unverzichtbarer Bestandteil des Ensembles sein, dabei darf nicht nur die Zeichnung als Vorlage, sondern auch die schöpferische Intuition gelten.

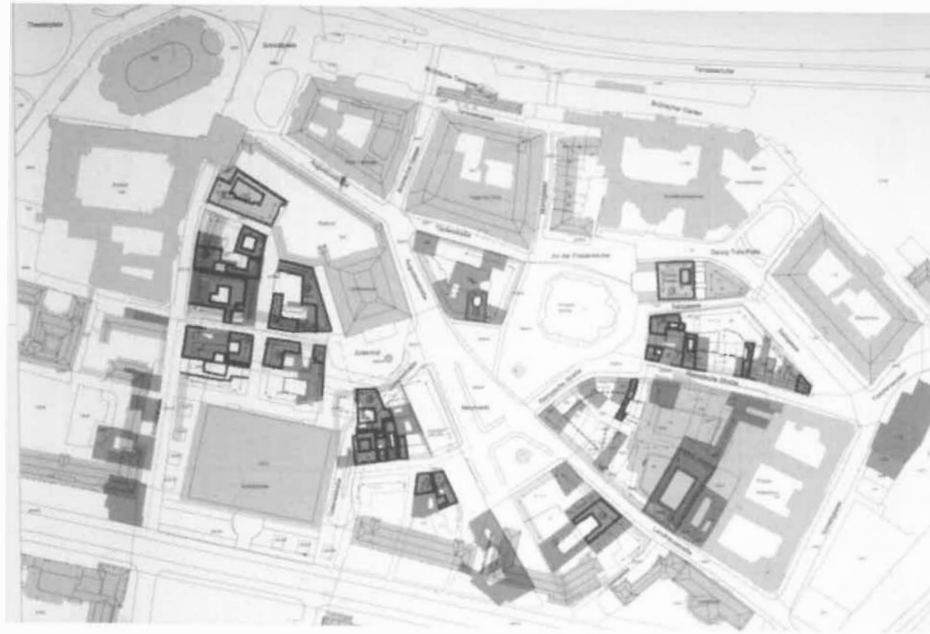


Abb. 8: Lageplan mit wünschenswerten Rekonstruktionen (dunkelgraue Flächen), Stand 2001.

Schinkel schreibt in seinen »Gedanken zur Baukunst«: »Um ein wahrhaft historisches Werk zu vollbringen« sei »nicht abgeschlossenes Historisches zu wiederholen, vielmehr müsse ein solches Neues geschaffen werden, welches imstande ist, eine wirkliche Fortsetzung der Geschichte zuzulassen.« Danach gilt also Erneuerung als gleichwertige Bauaufgabe neben der authentischen Instandsetzung. (Authentisch ist keineswegs nur die Quelle, authentisch ist auch der Strom.)

Auf einem Viertel des alten Dresdner Stadtzentrums innerhalb des Walles mit seiner bescheidenen Flächenausdehnung – es ist kleiner als das historische Zentrum von Freiberg in Sachsen und sechsmal kleiner als das von Nürnberg – auf einem Terrain von ca. 3% der gesamten Stadtfläche wollen wir es also so versuchen. Sicher relativiert dies auch die von außen her formulierte provokante Fragestellung: »Dresden, barock in die Zukunft?«

Die Sehnsucht vieler, vornehmlich älterer Dresdner, die Stadt in ihrer alten historischen Größe wieder erstehen zu sehen, ist wohl auch Ausdruck der Suche nach verllorener Identität und Kontinuität, nach den Resten eines einigermaßen verständlichen und erkennbaren Welt- und Ortsbildes. In diesem Sinne legte eine von mir 1992, also noch vor meinem Amtsantritt, initiierte Planungsgruppe der Architektenkammer eine als Satzung bezeichnete Rahmenplanung von beeindruckender Bearbeitungstiefe vor, die so ungewöhnlich wie riskant und in der Kombination von wissenschaftlicher

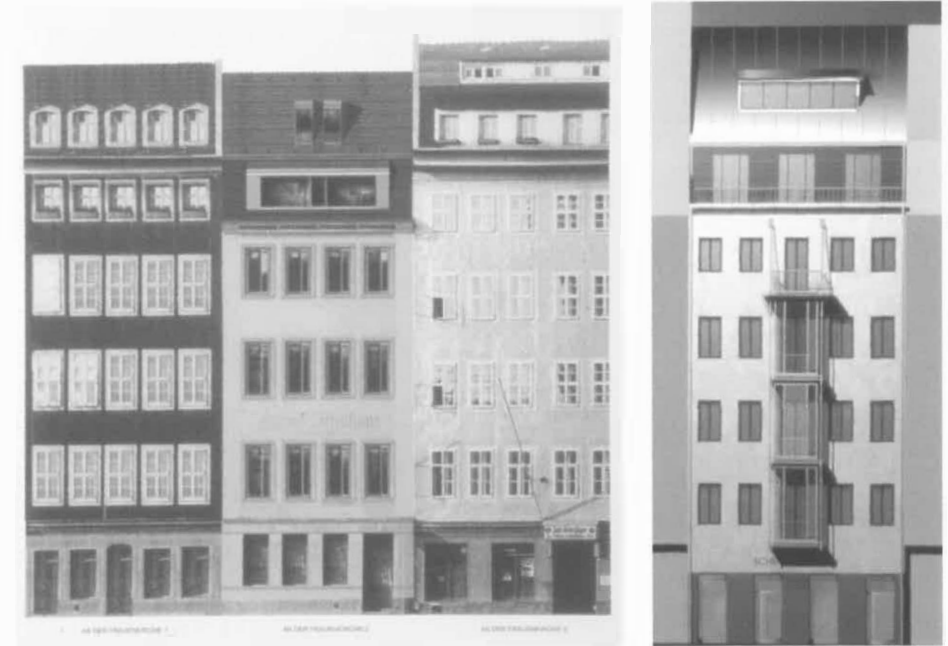


Abb. 9 (links): Entwurf Christoph Häckler. An der Frauenkirche 2 (Mitte). Beispiel einer Bebauung in wertvollen historischen Kontexten. Abb. 10 (rechts): Entwurf Holger Just. Töpferstraße 12. Gemäßigte Adaptionsarchitektur anstatt Pseudobarock für eine zeitgemäße Lückenbebauung. Die Lösung besitzt Beispielcharakter für die Auffassung, mit moderner Adaption an eine Vorgängerarchitektur eine heutige hohe Gestaltungsqualität zu erreichen.

Rekonstruktion und Neubau in derart großem Umgriff noch nirgendwo erprobt wurde. Jedenfalls nicht in Deutschland.

Unsere spürbare Sorge um die Bebauung dieses Gebietes, die wir mit der Mehrheit unserer Fachschaft teilen, führte als Ergebnis einer zweijährigen Planungsarbeit durch die Kammergruppe zu einem Regularium, das für künftige Bauabsichten quasi als Korsage wirken soll.

Der Planansatz zielt darauf, die räumliche Dimension der Plätze, Straßen und Gassen wieder sichtbar zu machen durch die Aufnahme des Stadtgrundrisses vor der Zerstörung 1945 und auch durch Übernahme der alten Baufluchten sowie weitestgehend der alten Parzellenstruktur. Der renommierte Kunsthistoriker Friedrich Dieckmann schreibt dazu: »Die architektonische Aufgabe, die sich im Umkreis der wiedererstehenden Frauenkirche stellt, ist eine Schule des Städtebaues, von der Impulse weit über Dresden hinaus ausgehen können. Der Satzungsentwurf der Planungsgruppe, in den die Erfahrungen vieler Jahrzehnte eingegangen sind, zeigt, dass die Tragweite der Aufgabe erkannt ist, er ist fortschrittlich im tiefsten Sinne des Wortes«.

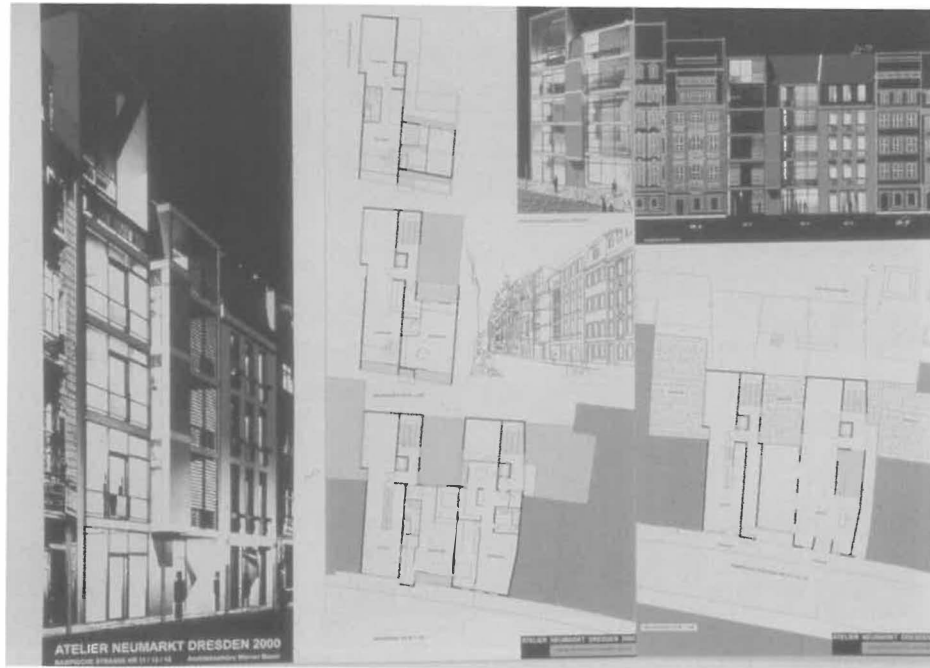


Abb. 11: Entwurf Werner Bauer. Rampische Straße 11, 13-15. Bei hoher Eigenständigkeit der Haus-einheiten bis zur Dachausbildung ist eine harmonische Abstimmung erreicht. Als besonders gewinnbringend ist die innere Organisation und Abstimmung der Innenhöfe in die Tiefe des Grundstücks zu bewerten.

Die als Satzung bezeichnete Rahmenplanung definiert nicht nur die Kriterien des Leitbauens, die ich eingangs bereits beschrieb, sie benennt auch die Bauten, die fraglos als solche zu gelten haben, ohne sich dabei auf eine genaue Anzahl wieder zu errichtender Bauwerke bzw. Fassaden festzulegen. Trotz dieses wohl eher traditionellen Planungsansatzes entbrannte während der letzten beiden Jahre ein heftiger Architekturstreit in der Stadt – vornehmlich um die Anzahl der Leitbauten.

Die seit dieser Zeit bestehende »Gesellschaft Historischer Neumarkt e.V.« instrumentalisierte die Öffentlichkeit unnötigerweise durch das vermeintliche Gegeneinander von Leitbauten und Neubauten. Undifferenziert verwirft sie modernes Bauen und suggeriert dabei Glas, Stahl und Beton für dieses Gebiet. Sie anerkennt eine akzeptable Lösung nur in der möglichst umfänglichen Rekonstruktion des Ensembles in der Fassung vor der Zerstörung 1945. Die Vertreter dieser Gesellschaft greifen dabei aus der historischen Entwicklung eine Phase heraus und erklären sie zur Inkarnation barocker Steinwerdung. Sie übersehen, dass gerade dieser Stadtteil bis zur Zerstörung einer ständigen, zum Teil gravierenden baulichen Veränderung ausgesetzt war.

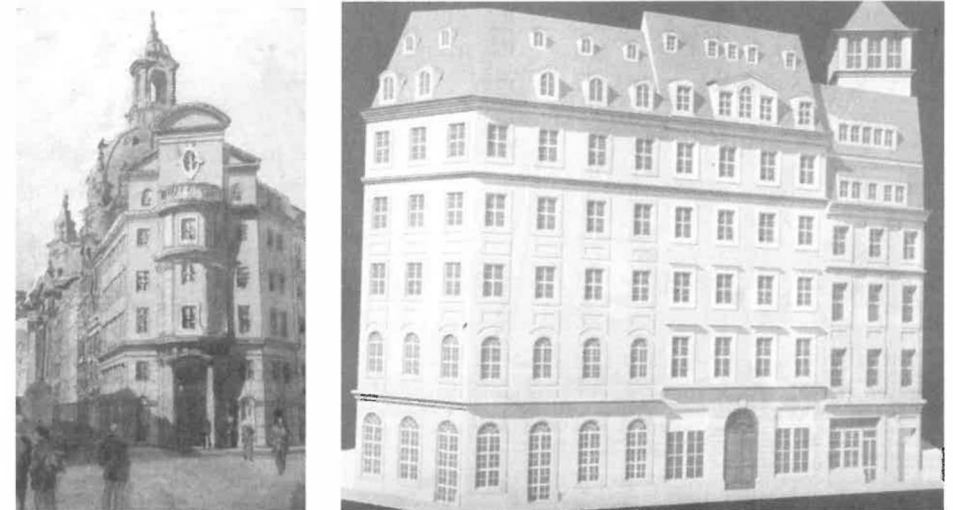


Abb. 12 und 13: Entwürfe barocker Nachempfindungen mit sich anbietenden und dabei die Gestaltungsprinzipien des Barock nicht einmal im Ansatz erfassende Banalität des Vergangenen. Die Autoren blieben unbekannt, da diese Entwürfe der Öffentlichkeit nicht zugänglich gemacht wurden.

Nachdem zunächst viele hochkarätige Renaissancebauten dem barocken Gestaltungswillen zum Opfer fielen, verlor das inzwischen nahezu vollständig barockisierte Ensemble viele seiner kostbarsten Bauwerke nicht nur durch die preußischen Kugeln im 7-jährigen Krieg, sondern vielmehr z. B. durch den Durchstich der König-Johann-Straße, der heutigen Wilsdruffer Straße, um 1885. Während der Umgestaltung der Brühlschen Terrasse am Ende des 19. Jahrhunderts mussten mehrere der barocken Edelsteine – so z. B. das Charonsche Haus und das Brühlsche Palais an der Augustusstraße – zwischen Schlossplatz und Georg-Treu-Platz dem Wallotschen Ständehaus und der Kunstakademie von Karl Lipsius weichen.

Die letzten Abrisse erfolgten an der Salzgasse gegenüber dem Johanneum 1936. Die auf diesen Flächen an der Stelle eines vorherigen baulichen Missstandes errichteten Neubauten existierten also nur neun Jahre. Bedenkt man außerdem die zum Teil radikalen Überformungen aus der Zeit zwischen 1860 bis 1920, gelangt man zu der Erkenntnis, dass sich das Gebiet um die Frauenkirche keineswegs als ungestörtes barockes Ensemble zeigte, sondern vielmehr von über Jahrzehnte währenden heftigen baulichen Eingriffen geprägt wurde.

Die Zeitgenossen empfanden diese Gemengelage als ebenso selbstverständlich wie gewiss unsere nachfolgenden Generationen das Nebeneinander von rekonstruierten Gebäuden einerseits und Bauwerken in zeitgenössischer Sprache andererseits als baukünstlerischen Dialog empfinden werden. Kurz, die Wiederbelebung des Ver-

gangen auf Grund von Vermutungen und individuellen Interpretationen zum beherrschenden Thema des Ortes zu machen, erscheint uns weder sinnfällig und noch hinreichend stabil. Deshalb, und um den von den Traditionalisten gegenüber der Architektenschaft ständig vorgetragenen Ressentiments zu begegnen, wonach wir nicht in der Lage seien, den Geist des Ortes zu erfassen und in eine heutige Architektursprache zu übersetzen, veranstalteten wir das »Atelier Neumarkt 2000« als eine Ideensuche für das Umfeld der Frauenkirche.

Dieses Atelier fand vom 19. Oktober bis 24. November 2000 in Dresden statt und es beteiligten sich europäische und Dresdner Büros, die für jeweils sehr individuelle Betrachtungen des Bauens im historischen Kontext stehen und die deshalb für das Einbringen heutigen Gestaltungswirkens an diesem Ort prädestiniert schienen. Eröffnet wurde das Atelier mit einem Projektabend, der Vorträge, eine Diskussion zur Bedeutung des Neumarktes, einen historischen Abriss sowie alternative Aufbau-modelle beinhaltete.

Auch die »Gesellschaft Historischer Neumarkt« hatte Gelegenheit, ihre Vorstellungen durch einen Einführungsvortrag und auch diverse Diskussionsbeiträge darzustellen. Es schloss sich ein dreiwöchiger Entwurfsprozess an, der das spätere Planungs-geschehen am Platz gleichsam vorwegnehmen sollte.

Das Gutachtergremium, das sich aus Prof. Ingeborg Flagge, Friedrich Dieckmann, Prof. Gerhard Glaser, Dr. Dankwart Guratzsch, Gunter Just, Wolfgang Kil, Prof. Carlo Weber, Prof. Peter Kulka, Prof. Heinrich Magirius, Prof. Jürgen Paul, Dr. Claudia Schrader, Prof. Helmut Trauzettel, Jörn Walter und als Moderator Wilfried Dechau zusammensetzte, systematisierte und präsentierte die Entwürfe und gab Empfehlungen für das weitere Verfahren ab. 17 Arbeiten wurden als besonders beachtenswert herausgestellt.

Die Stadt Dresden empfahl bzw. empfiehlt, dass künftige Bauherren bei der Auswahl ihrer Architekten, diejenigen mit besonderer Aufmerksamkeit bedenken sollen, deren Arbeiten von Gutachtergremien als bemerkenswert eingestuft werden. Für die künftige Maßstäblichkeit der Bebauung wird es von entscheidender Bedeutung sein, in welchem Maße eine kleinteilige Parzellierung auch dort durchgesetzt werden kann, wo sie nicht die realen Eigentumsverhältnisse widerspiegelt.

Die bisherigen Vorstellungen gehen davon aus, dass durchaus mehrere historische Parzellen zusammengefasst werden können, das äußere Erscheinungsbild jedoch die vertikale Gliederung der Parzellenstruktur aufnehmen sollte. Im Rahmen des Ateliers war deshalb auch zu prüfen, ob die vorgeschlagene Parzellierung für die angestrebte Feingliedrigkeit des Ensembles brauchbar sein kann.

Natürlich war unser Unternehmen mit einem beträchtlichen Risiko behaftet, denn einige der Teilnehmer vermochten einer narzistischen Versuchung nicht zu widerstehen. Für das Gros der Teilnehmer sei jedoch Christoph Mäckler genannt. Sein Vorschlag zeigt Parzellen, deren Kontur, Fassadenrhythmus und Material die Vorgänger-

bauten unscheinbar replizieren. Erst bei näherer Betrachtung entdeckt man Mäcklers Virtuosität als Ausdruck heutigen Gestaltungswillens. Er folgte damit seinem in der Eröffnungsveranstaltung formulierten Credo, wonach man sich der an diesem Ort erwarteten Entwurfsarbeit nur in großer Demut baumeisterlich nähern dürfe.

Die letzten Wochen und Monate zeigten es: Widerstand, Unverständnis, Verzagt-heit und Kleinmut. Im Rahmen eines wohl als Pendant zum »Atelier Neumarkt 2000« zu verstehenden Diskurses »Atelier Neumarkt 2001« ließ sich die »Gesellschaft Historischer Neumarkt« von zehn traditionell arbeitenden Architekten des In- und Auslandes barocke Nachempfindungen entwerfen. Die Ergebnisse waren wohl derart entmutigend, dass diese Entwürfe nie die Öffentlichkeit erreichten.

Das Bemühen einiger Entscheidungsträger der »Gesellschaft Historischer Neumarkt«, das »Atelier Neumarkt 2000« zu vereiteln oder zumindest dessen Erfolg in Frage zu stellen, veranlasste Professor Bächer mir zu schreiben: »Ich möchte ausdrücklich betonen, dass ich Ihren Versuch nicht nur unterstütze, sondern geradezu für eine Pflicht gegenüber der Geschichte und der Zukunft der Stadt halte. Wie will man denn verantwortliche Entscheidungen treffen, bevor man nicht sine ira et studio (ohne Zorn und Eifer) die Alternativen ernsthaft untersucht hat. Ich bin sehr neugierig auf die Ergebnisse«.

Das »Atelier Neumarkt 2000« ist ein Beleg für die schöpferische Kraft aber auch für das Gefühl heutiger Architekten, mittels selbstbewusster Entwürfe quasi dienend dem historischen Maß zu gehorchen. Keiner musste sich verbiegen. Mit Ausnahme der Arbeit zweier Teilnehmer sind alle Entwürfe nicht mit einem einstigen Bauwerk zu verwechseln: keine Brüstungsspiegel, keine Lisenen, keine Baldachine.

Wenn Stadtbürger, gleichgültig ob Bewohner oder Beschäftigte, gleichgültig ob Eigentümer oder Mieter wieder Verantwortung für ihr Quartier fühlen, wenn Bauherren dazu auf der Basis der Ergebnisse des »Ateliers Neumarkt 2000« mit ihren Architekten geduldig ringen, bis im Ergebnis das Einstige nachschwingt, dann könnte sogar, um mit Professor Paul zu sprechen, aus Kommerz Kultur werden.

Wir benötigen neben den Faksimiles der zu rekonstruierenden Leitbauten – Friedrich Dieckmann spricht in diesem Zusammenhang von »Iteration« anstelle von Kopie, Replik oder Duplikat, um zu verdeutlichen, dass es sich bei der Rekonstruktion vernichteter Bauten um den Gewinn einer angenäherten Lösung handelt – sich am ehemaligen Bestand orientierende und sich behutsam einfügende Bauten zeitgenössischer Prägung.

Nur wenn es gelingt, für das Gebiet um die Frauenkirche dem von mir vorgetragenen Planungsansatz bauliche Gestalt zu geben, nur dann könnte Dresden vom periodisch auftretenden Rekonstruktionsfieber genesen, das 1989 ausbrach, als viele davon träumten, sie würden endlich ihr Elbflorenz wiederbekommen, das 1945 verbrannte.

Ernst Hubeli

Zur Bedeutung der Geschichte in Städtebau und Architektur

Schweizerische und andere Besonderheiten

Einige Anekdoten können zunächst veranschaulichen, welchen Stellenwert die Stadtgeschichte in der Schweiz hat; sie belegen darüber hinaus, dass die Stadtgeschichte von der Sozialgeschichte nicht zu trennen ist. Zum Teil haben diese Anekdoten auch mit Arbeiten unseres Architektur- und Forschungsbüros zu tun.

Wenn man durch ein Industriequartier von Zürich fährt, entdeckt man ein merkwürdiges Lagerhaus (vgl. Abb. 1). Die 100 Meter lange Wellblechfassade scheint in der Mitte von einer rustikalen Natursteinwand gespalten worden zu sein. Man weiß nicht recht, ob es sich um einen Gestaltungsfehler oder um eine Gestaltungsabsicht handelt. Der Grund dieser Bricolage ist folgender: Als die Behörden die Baustelle besichtigten, entdeckten sie einen Eidechsenpfad, der mitten durch das geplante Gebäude führte. Die Behörden machten den privaten Bauherren die Auflage, dass sie den Eidechsenweg naturgetreu über das Gebäude führen müssen. Zwar wurde in der Gegend nie mehr eine Eidechse gesehen, aber die Schweizer Baubehörden bewiesen, dass Stadtgeschichte von Naturgeschichte nicht zu trennen ist.



Abb. 1: Lagerhaus in Zürich mit Eidechsenweg.

Ein anderer Fall erzählt von einem kleinem Wohnhaus im Zürcher Seefeld, das in einem bauhistorischen Kontext steht, der strukturell geschützt ist. Der etwas dehnbare Begriff von strukturellem Denkmalschutz bietet oft Anlass oder auch Gelegenheit für Institutionen und Nachbarn, gegen Neubauten zu rekurrieren. In diesem Fall waren es acht Anwälte, die sich meldeten, was für Schweizer Verhältnisse aber eher noch unterdurchschnittlich ist.

Einsprachen müssen in der Schweiz nicht mit einem öffentlichen Interesse begründet werden, so dass die Nachbarn auch mit ihren privaten Interessen und Phantasien Einfluss auf das Bauen nehmen. Solche Einsprachen können zu erheblichen Bauverzögerungen führen. So werden in der Regel Gegengeschäfte ausgehandelt oder auch mit falschen Karten gespielt. In diesem Fall hat jemand gegen eine Terrasse rekurriert, weil er sich gezwungen fühlte, zu beobachten, was sich auf ihr ereignet. Möglicherweise war dies aber nur ein Vorwand um einen Abstellplatz für einen Personenwagen auszuhandeln. Architekten sehen sich so oft in der Rolle von Unterhändlern. Meistens aber enden solche Verhandlungen mit einer Versöhnung. Sie ist in diesem Fall auf der Frontfassade verewigt: »Jeder hat Recht«. Der Spruch war zunächst plakativ erkennbar und später nur noch durch die Holzlamellen fragmentiert zu sehen (vgl. Abb.2).

In solch nachbarschaftlichen Kontrollen sah Friedrich Dürrenmatt eine Metapher und meinte, dass sich die Schweizer ihr eigenes Gefängnis bauen. Man kann darin aber auch den Übergang von der Vormoderne zur Moderne sehen. Das Bauen ist nun eben eine öffentliche Angelegenheit, die ausgehandelt wird, und als solche ist sie nicht besser oder schlechter als die gesellschaftliche Wirklichkeit.

Ein weiterer Fall. Die Reformatoren Zwingli und Calvin verkörpern gewissermaßen den historischen Kern des Puritanischen in der Schweiz, welches als geschichtliche Kontinuität weiterlebt, wenn auch nicht mehr in den ursprünglichen Formen. Bei der neuen Form geht es um die Sparsamkeit, genauer um Sparsamkeit als ein ästhetisches Motiv.

Dieses Motiv ist gar der tiefere Grund, wieso zwei typische Schweizer Architekten, Herzog & de Meuron, kürzlich den »Pritzker Preis« erhielten. Belohnt wurde die schweizerische Enthaltensamkeit gegen die frivolen Formen der Potpourri-Postmoderne, die sich als kurzlebiger Trend erwies. Die unterkühlte, auf die reine Material-essenz gefilterte Schweizer Architektur ist heute gar ein globales Zeichen geworden – ein stummes Gegenzeichen zur schwatzhaften Architektur.

Diese puritanische Bildersprache hat in der Schweiz einen historischen Ursprung in Fabrikantenkreisen, wo Reichtum und Luxus nie eine repräsentative Form gefunden hat – im Gegenteil, sie war verpönt. Die Arbeiterhäuser des Schuhproduzenten Bally sind, um eine Beispiel zu erwähnen, weit dekorieter und stilechter als seine eigene Villa. So sind auch die Bally-Arbeiterhäuser unter Denkmalschutz gestellt worden, aber nicht die Bally-Villa.



Abb. 2: Wohnhaus
in Zürich, 1993
(Architekten: Herc-
zog & Hubeli,
Zürich).

Diese Bescheidenheit war freilich nicht selbstlos. Sie gehört zu einer Bilderpolitik und hat wesentlich dazu beigetragen, dass in der Schweiz kaum je ein Arbeiterstreik stattgefunden hat – man kann gar behaupten, dass diese Bilderpolitik dem Schweizer Kapital einen ewigen Arbeitsfrieden beschied. Peter Weiss hat den Begriff »Ästhetik des Widerstandes« eingeführt – im Vergleich dazu hat die Schweiz eine »Ästhetik der Versöhnung« zelebriert – die heute allerdings wie eine Ästhetik des Widerstandes anmutet, wenn man sie den architektonischen Erlebnis- und Disneywelten gegenüberstellt, die sich heute ausbreiten.

Nach wie vor sehen in der Schweiz die Häuser der Reichen eher ärmlich aus. Ihr Reichtum äußert sich aber in den schönsten Wohnlagen und in der Größe der Häuser. Diese Architektur hat nun wiederum mit dieser Sozialgeschichte zu tun – und zwar im umgekehrten Sinn: ex negativo kann der Fall eintreten, dass für wirkliche Sparsamkeit Zeichen von Reichtum benötigt werden.

Vier Familien aus der Mittelschicht erwarben in der reichsten Zürcher Gemeinde ein viel zu teures Grundstück mit See- und Alpenblick. Wir hatten die Aufgabe, auf diesem Grundstück ein Haus zu bauen, ohne die Familien zu ruinieren – man kann auch sagen, ohne die soziale Falle zuschnappen zu lassen. Doch wollten wir nicht nur billig bauen, sondern auch erreichen, dass das Haus von den Nachbarvillen nicht zu unterscheiden ist. Der Entwurf simuliert Größe und Schlichtheit und gleicht so einer Schweizer Villa, obwohl sie nicht von einer, sondern von vier Familien bewohnt wird. Das Haus hat nun in der noblen Gemeinde den Status einer lokalen Überbevölkerung erhalten (vgl. Abb. 3).

Bevor der schweizerische Umgang mit Stadtgeschichte erläutert wird, noch ein anderer Fall. Er verweist auf die Auflösung des alten Gegensatzes von Stadt und

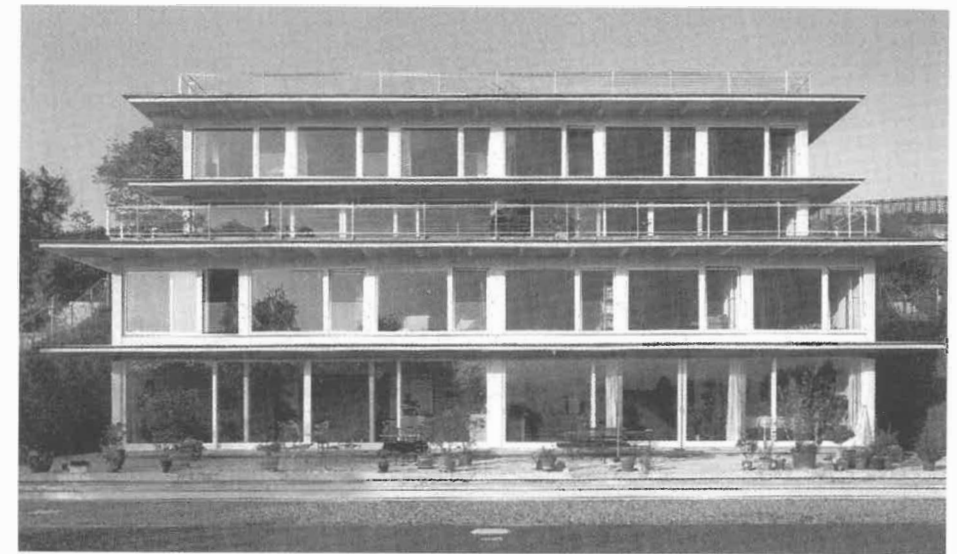


Abb. 3: Wohnhaus in Meilen, 1997 (Architekten: Herzog & Hubeli, Zürich).

Land. In der Schweiz besteht der Beleg darin, dass die Alpen fast nur noch von Städtern bewohnt werden. Man kann vielleicht auch sagen, dass dieser Widerspruch weiterhin besteht, aber heute paradoxe Formen annimmt, so bei einer genossenschaftlichen Siedlung im Domleschg, in Graubünden. Die städtischen Bewohner wollten die urbane Reibungswärme auch in den Alpen spüren. Die einzelnen Häuser, von rauen Industrieschindeln umhüllt, sind dicht aneinander gerückt und die Erdgeschossenebene ist verglast. Das Diorama, das auch die beeindruckende Berglandschaft einfängt, kontrastieren höhlenartige Innenräume. Sie erinnern an die alpinen Gefahren, die früher mit massiven Schutzburgen gebändigt wurden. Es wurde also ein Bautyp entwickelt, der klimatisch bedingte Traditionen alpiner Bauweisen aufgreift (steinernes Sockelgeschoss und Obergeschosse als Holzbau) und mit modernen Wohnformen versöhnt, die individualisiert und nicht an spezifische Orte gebunden sind (Abb. 4).

Das nächste Beispiel verweist auf ein Thema, das in allen europäischen Städten wichtig geworden ist. Es geht um die Umnutzung von Industriebrachen, wobei sich die Frage stellt, in welchem Verhältnis solche Umnutzungen zur Stadtgeschichte und zu den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stehen. Erste Umnutzungen in Zürich bestanden im lapidaren Auffüllen von Fabriken mit Büros. So entstanden trostlose Stadtteile, die nach Büroschluss ausgestorben waren.

Auf dem Areal einer ehemaligen Seifenfabrik wurde aus mehreren Studienprojekten unser Entwurf ausgewählt, der solchen Investorenvorstellungen widersprach. Er verfolgt eine stadtplanerische Strategie, die über das Projekt hinaus Vorteile für die

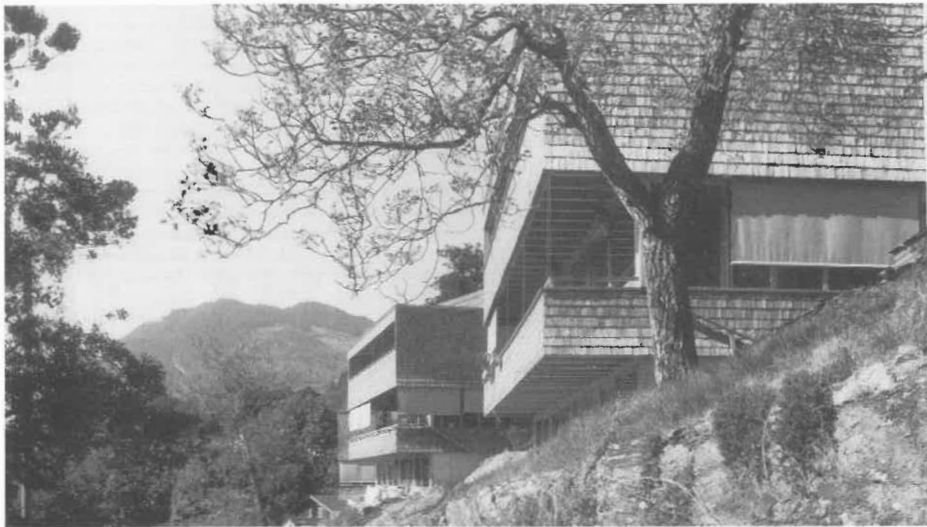


Abb. 4: Wohnsiedlung in Pratval, 1997 (Architekten: Herzog & Hubeli, Zürich).

gesamte Entwicklung dieses Stadtteils ausspielt. Anstelle einer Monofunktionalität wurde auf eine strukturelle Ergänzung des bestehenden Quartiers gesetzt. Dessen städtische Alltagsqualitäten bestehen in fein vernetzten Serviceleistungen, in der Nutzungsvielfalt, in hoher Dichte sowie in verschiedenen öffentlichen Sphären mit einer gewissen Kontaminierung öffentlicher Räume, die dem legendär sauberen Zürich nicht schaden. Im Gegenteil.

Strukturelles Ergänzen, so meinen wir, ist nicht ein historisches Abbilden, sondern das Eingehen auf Zusammenhänge von Nutzungen, Räumen, Ereignissen, von Geschichte und Öffentlichkeit – auf Zusammenhänge, die sich immer neu konstituieren, teilweise städtebaulich und architektonisch –, die teilweise die Geschichte fortsetzen, teilweise mit ihr brechen. Dazu gehört, dass heute die Städte einer erhöhten Nutzungsdynamik ausgesetzt sind. Dazu gehört auch, dass sich die Bedeutung von Öffentlichkeit stark gewandelt hat. Öffentliche Räume lassen sich nicht mehr als bloßen Gegensatz zum Privaten begreifen. Sie folgen keinen festgelegten Funktionen. Öffentliche Räume können heute eher als wechselhaft besetzt Orte beschrieben werden, die ihre Bedeutung ständig ändern.

Für die Umnutzung dieser Industriebrache wurde eine Baustruktur entwickelt, die weitgehend nutzungsneutral ist. Das funktionalistische Raummodell wurde durch ein Modell für serielle Zwischennutzung ersetzt. Wohnungen sind mit Büros, Gewerbenutzungen mit Schulen austauschbar – allerdings nicht beliebig, sondern in der Art, dass Monofunktionalität nicht entstehen kann. Das Konzept entspricht einem urbanen Generator, der die Kette von Funktion – Raum – Form sprengt (vgl. Abb. 5).

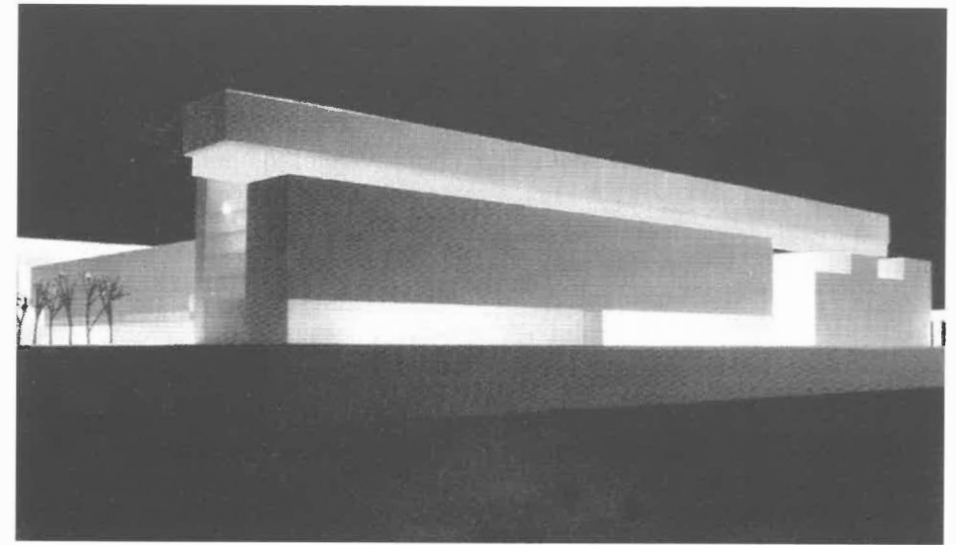


Abb. 5: Überbauung der Industriebrache »Steinfels« in Zürich (Architekten: Herzog & Hubeli, Zürich).

Architektur hat dabei auch eine andere Semantik. Aus den Repräsentationsformen werden Aneignungsformen: was in den Räumen geschieht, wird zum wechselnden Bedeutungsträger. Überlegungen zu solchen hybriden Raumkonstellationen sind notwendig, weil sich der Städtebau immer mehr als ein permanenter Umbau erweist. Das ist zwar nicht neu, neu aber ist, dass der permanente Umbau fast flächendeckend, rascher und unvorhersehbar und in fast jedem Gebäude stattfindet.

Über die dargelegten Fälle hinaus möchte ich noch einige Thesen erläutern, die im Zusammenhang mit der Bedeutung der Geschichte stehen. Man könnte dazu ein Leitmotiv erwähnen, das im neusten Roman von Kundera »Die Unwissenheit« beschrieben wird. Kundera befasst sich mit dem Unterschied zwischen Nostalgie und Erinnerung. Nostalgie ist laut Kundera der unerfüllbare Wunsch nach dem Zurückkehren – nach dem Zurückkehren des Vergangenen und nach dem Zurückkehren von Heimat. Auf den Städtebau übertragen geht es dabei um die Frage nach dem Unterschied von Geschichte als Erinnerung und der Geschichte als Abziehbild.

Auch wenn – wie vorhin erwähnt – die Stadt sich ständig und schneller verändert, so scheint sie ja auch etwas Beständiges zu verkörpern: ewige Gebrauchswerte und ästhetische Gewohnheiten, die Epochen und Generationen überdauern. Immer wieder wird auch vermutet, dass es möglicherweise einen historischen Kern des Wohnens gäbe, etwas ewig Gültiges – ein immer gleiches »Gestell«, wie Martin Heidegger sagte, oder fundamentale Typologien und Zeichensprachen.

Aldo Rossis hat die Stadt aus dem Blickwinkel eines kontinuierlichen Wandels und einer konservativen Wirklichkeit gesehen. Er wollte architektonischen Innovationsstress abfedern, um einer vorausseilenden Modernisierung die Spitze zu brechen. Lange schien es ja für die Architektengilde selbstverständlich, alles neu zu erfinden, um dem angeblich andauernden Fortschritt zu entsprechen. Nun wäre es irreführend, das Typologische oder eine Kontinuität als Antithese zur Moderne zu begreifen. Eher ist es deren Variante. Denn der Glaube an die Trägheit und Anschaulichkeit von Geschichte kann zu (anderen) architektonischen Zwangsformen führen. Vor allem wenn der Begriff des Typologischen an ein bildhaft verklärendes Verständnis von Geschichte gebunden bleibt. Schließlich wird das typologische Architekturmodell – selbst wenn es Bestand hätte – immer anderes gesehen, anders gebraucht und mit anderen Bedeutungen aufgeladen, so dass man sich mit Recht fragen kann, wozu der ewige Typ eigentlich taugt.

Christian Norberg-Schulz hat in diesem Zusammenhang von der Herstellung von Orten gesprochen und eine lokalhistorisch geprägte Architektur gefordert. Die Thesen untermauerte er philosophisch, vor allem mit Martin Heideggers »Bauen Wohnen Denken«. Heute wird nun – gerade im Selbstverständnis von Heidegger – Norberg-Schulzes These nicht nur widerlegt, sondern vom Kopf auf die Füße gestellt. Geschichte, Urbanität, Zentren, Orte sind längst als Simulationen herstellbar – sie sind als solche herstellbar, weil sie aus dem Lebenszusammenhang herausgerissen sind, der die ursprünglichen Formen begründet hat. Das heißt: Orte und Geschichte sind heute technisch verfügbar. Dies hat zur Konsequenz, dass Geschichte nicht als reale Geschichte, sondern als bloßes Bild aufbereitet und wahrgenommen wird. Heidegger selbst hat darauf hingewiesen, dass gerade durch solches Verfügbarmachen, die »Seinsverlassenheit« gesteigert wird: »Die technische Produktion ist die Organisation des Abschieds des Wohnens.«

Die naturwüchsige und materielle Bindung von Ort und Kultur hat sich aufgelöst und folglich auch die Bindung von Ort, Zeit und Geschichte. Dies ist eine Folge und der Preis der Modernisierung. Wir leben heute gleichzeitig in einer wirklichen Wirklichkeit und in einer fiktiven, medialen Wirklichkeit. Eine Gleichzeitigkeit, die Bindungen von Geschichte und Ort allenfalls für einen Moment festhält, aber nicht auf Dauer.

Das heißt, dass die Architektur nicht mehr über die Möglichkeit verfügt, »Zugehörigkeiten« herzustellen, die in einer kulturellen oder »kosmischen Ordnung« (Norberg-Schulz) eingefügt sind, so wenig wie etwa das Wohnen auf dem Land mit ursprünglicher Landwirtschaft zu tun hat. Architektur kann weder Heimat, noch Authentizität, noch Stabilität herstellen, noch kann sie das Wesen des Ortes bewahren.

Die Auflösung traditioneller Ortsbindungen ist aber keinesfalls mit »Zerstörung« gleichzusetzen. Man kann darin ja auch die Überwindung ursprünglicher Abhängig-

keiten sehen. Das hat der englische Architekturhistoriker Karsten Harries veranlasst, gar von einer Befreiung zu sprechen, von einer Befreiung vom »Terror des Ortes«. Harries meint, »um uns zu Hause zu fühlen, akzeptieren wir unsere Heimatlosigkeit.«

Man kann auch sagen, da Geschichte und Heimat simuliert werden kann – also eine Frage der Technik ist, ist beides immer verfügbar. Diese Verfügbarkeit bedeutet den Abschied von Geschichte und Heimat im ursprünglichen Sinn. Dieser setze voraus, dass Geschichte an eine einzige Zeit, an eine einzige Heimat und an einen einzigen Ort gebunden war. Heute nun leben wir – ob wir wollen oder nicht – von vielen Optionen, von vielen Geschichten und Zeiten ebenso wie in vielen Heimaten und an vielen Orten.

Literatur:

M. Foucault, Strafen und Überwachen, Frankfurt a.M., 1978; M. Heidegger, Die Frage nach dem Ding, 3. Aufl. 1987; ders., Die Kunst und der Raum, St. Gallen, 3. Aufl. 1996. Dass Heidegger Mystiker anzog, obwohl er sich von ihnen distanzierte, hat freilich nicht nur Architekten in die Denkfalle gelockt; K. Harries, The Ethical Function of Architecture, Cambridge/London 1997; E. Hubeli, Bilderpolitik. Städtebau und Architektur im Spannungsfeld von Politik und Baugesetzen, Nationales Forschungsprogramm, NFP, Bern, 1996; ders., Öffentlichkeit und öffentlicher Raum, Nationales Forschungsprogramm, NFP 25, Zürich, 1997.

Mara Pinardi

VORBILD BOLOGNA?¹

1. Mythos Bologna

Bologna erhielt seit Anfang der 70er Jahre wegen der Sanierung der Altstadt europaweit Anerkennung. Als erste europäische Stadt entwickelte Bologna damals ein Stadterneuerungskonzept, das sich nicht lediglich auf die Restaurierung der anerkannt bedeutenden Monumente beschränkte, sondern die Erhaltung des Gesamtgefüges der Altstadt – mitsamt seiner sozialen und städtebaulichen Struktur –, in die auch Gebiete mit Bauten von kunstgeschichtlich »geringerer« Bedeutung einbezogen sind, berücksichtigte. Solche sind beispielsweise die Blöcke der handwerklichen und handeltreibenden Schichten aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Mit dieser umfassenden Vorgehensweise bot Bologna seinerzeit ein einmaliges Beispiel für den Versuch behutsamer Stadterneuerung.

Das Bild von Bologna ist in den europäischen Ländern immer mit der Erneuerung der Altstadt verbunden geblieben. Der Anfang der 80er Jahre verblasste Mythos, verursacht durch neuere, den veränderten politischen und städtebaulichen Vorstellungen entsprechenden Erneuerungserfahrungen, ist nicht dadurch beeinträchtigt worden. Es ist daher wichtig, sich noch einmal mit Bologna zu beschäftigen, die fertig gestellten Erneuerungsgebiete in der Altstadt aus heutiger Sicht zu sehen und ihre Aktualität für heutige Erfahrungen zu betrachten.

Das historische Zentrum von Bologna ist nicht durch einzelne bedeutende Monumente gekennzeichnet, viel wichtiger ist sein städtebauliches Ensemble, sein durch Arkaden geprägtes Stadtgefüge. Es besteht aus einem mittelalterlichen Kern, in dem die orthogonale Straßenstruktur aus der römischen Zeit erkennbar ist, aus einer ersten mittelalterlichen radialförmigen Erweiterung und aus einer barocken Stadterweiterung, die die Radialstruktur fortgesetzt hat. Die Stadtmauer ist zum großen Teil Anfang dieses Jahrhunderts abgerissen worden, während alle Stadttore erhalten geblieben sind. Das historische Zentrum ist durch eine Umgehungsallee erschlossen.

Bologna ist stark durch die Präsenz seiner Universität geprägt. Die meisten Universitätsgebäude befinden sich in alten Palazzi oder in ehemaligen Klosteranlagen in der Altstadt. 1988 feierte Bologna das 880 jährige Bestehen seiner Universität, der ältesten

Europas. Dieser Anlass bot die Möglichkeit, staatliche Finanzierungen des Ministeriums für die Universität für den Umbau vorhandener Gebäude zu Universitätszwecken zu erhalten und einen Plan für die Erweiterung der wissenschaftlichen Fachbereiche in Sanierungsgebieten außerhalb der Altstadt zu bearbeiten.

Bologna ist trotz seiner ca. 380.000 Einwohner eine der sieben wichtigsten kulturellen und wirtschaftlichen Zentren Italiens. Im Zusammenhang mit der Universität und den Gewerbe- und Dienstleistungseinrichtungen sind normalerweise täglich ca. 600.000 Einwohner in der Stadt anwesend. Die Einwohnerzahl der Altstadt im Jahre 2000 betrug 55.238 Einwohner. Dem Bevölkerungsrückgang von 490.748 Einwohnern im Jahr 1971 auf 379.779 im Jahr 2000 entspricht eine gleichzeitige Bevölkerungszunahme in den umliegenden Gemeinden. Bologna zählte 1999 mit den Gemeinden seiner Provinz 917.110 Einwohner. Ein 1990 verabschiedetes Gesetz hat Bologna und sein Territorium als Metropole eingestuft.

Bologna ist die größte Stadt der Region Emilia Romagna, die von einer Kette kleinerer Städte mit etwa 100.000 Einwohnern entlang der Via Emilia in Ost-West Richtung gekennzeichnet ist. Tragende Elemente seiner Ökonomie sind neben dem tertiären Sektor kleinere und mittlere Industriebetriebe, aber auch die Landwirtschaft.

Bologna wurde seit 1946 von der damaligen kommunistischen Partei regiert. Seit 1990 hat die nachfolgende linke Partei (P.D.S.) die absolute Mehrheit verloren. Der Bürgermeister gehört seit 1999 nicht mehr der linken Partei an.

2. Erneuerung des historischen Zentrums unter sozialen Aspekten

1969 verabschiedete die Stadtverwaltung den Plan für das historische Zentrum. Ziel des Plans war die Gesamterhaltung der historischen Bauten innerhalb der Stadtmauer. Eine wissenschaftliche Analyse sollte die Bestimmung von verträglichen Nutzungen mit den historischen Gebäuden ermöglichen und führte zu einer Einordnung der Bauten in eine vier Kategorien umfassende Gebäudetypologie, wobei jede Kategorie einer besonderen Nutzung entsprach. Diese Klassifizierung führte zu zwei entscheidenden Konsequenzen für die Stadt. Die erste war, dass eine große Zahl von in der Regel ungenutzten historischen Bauten, wie Klöster und Paläste, für öffentliche Dienstleistungen umgenutzt werden konnte, wofür insgesamt ein großer Bedarf bestand. Die zweite Konsequenz betraf die ärmsten Gebiete des historischen Zentrums. Sie befanden sich in einem stark heruntergekommenen Zustand, und man wollte sie zugunsten der ansässigen Bewohner erneuern. Zu diesem Zweck wurden insgesamt 13 Zonen nach dem Kriterium der städtebaulichen Homogenität ausgewählt.

Die Verabschiedung des Gesetzes Nr. 865 von 1971 bot der Bologneser Stadtverwaltung die Möglichkeit, in fünf der von dem Plan für das historische Zentrum zur Sanierung vorgesehenen 13 Zonen einzugreifen: Santa Caterina, Solferino, Fondazza,

¹ Vortrag auf der Internationalen Städtetagung der AG Die alte Stadt e.V. zum Thema »Stadtplanung und Stadtgeschichte« in Landsberg am Lech vom 10. bis 13. März 2001.

San Leonardo, San Carlo. Die Auswahl dieser fünf Zonen wurde mit deren schlechterem Wohnungszustand begründet – in hygienischer, baulicher und sozialer Hinsicht. Außerdem ermöglichte die Eigentumsstruktur eine schnelle Durchführung der Bau-

arbeiten. Etwa 20% der Wohnungen befanden sich im Eigentum der Kommune; der Rest waren Mietwohnungen oder eigengenutzte Eigentumswohnungen, deren Besitzer aufgrund ihres geringen Einkommens keine Erneuerungsmaßnahmen an den Gebäuden durchführen konnten.

Die »fortschrittliche« Interpretation des Gesetzes – wie die Juristen sagen – ermöglichte die Anwendung der Enteignung auch in bebauten Gebieten. Sie war bis zu jenem Zeitpunkt – nach dem Gesetz Nr. 167/1962 – nur auf unbebauten Grundstücken zur Realisierung von öffentlichen Einrichtungen möglich. Die damaligen Planer gingen davon aus, dass das Haus »ein gemeinnütziges Gut« sei, besonders für diejenigen, die in den verfallenen Zonen wohnten. Und wegen des schlechten Zustandes der Bausubstanz in diesen Gebieten könne man sie als »freie Fläche« betrachten.

Von diesem Moment an wurden die Wohnprobleme der sozial schwächeren Schichten im Zentrum zu einem wesentlichen Schwerpunkt in der Kommunalpolitik. Während im Plan für das historische Zentrum von 1969 eher die morphologischen und funktionalen Aspekte der Erhaltung der Altstadt berücksichtigt worden waren, wurden jetzt auch die sozialen Aspekte konkretisiert.

3. Umsetzung der ursprünglichen Planung zur Sanierung der Wohngebäude durch eine »vertragliche Sanierung«

In der Endfassung des Planes von 1973 wurde nur der Artikel 13 über die Enteignung geändert. Während im ersten Entwurf des Planes noch die Meinung formuliert wurde, dass eine sozialorientierte Erneuerung mit Hilfe von privaten Eingriffen nicht durchführbar sei, wurde hier auch die private Intervention vorgesehen.

Der Artikel 13 des endgültig verabschiedeten Planes bestimmte, dass die Maßnahmen in den Zonen des PEEP (Plan für Sozialwohnungsbauten)/Centro Storico unter öffentlicher Leitung stattfinden müssten; die Kommune sollte die Beteiligung der Privateigentümer entsprechend den sozialorientierten Zielen des Planes durch Verträge (convenzioni) zwischen der Kommune und den Privateigentümern sicherstellen. Diese Verträge sollten auf der Basis von Darlehensvergünstigungen für mindestens 25 Jahre abgeschlossen werden.

In den meisten Fällen hat das Angebot der »convenzione« den Kleineigentümern nicht interessiert, da sie hohe Investitionen hätten bestreiten müssen und nach der Erneuerung die Miete nicht dem finanziellen Aufwand entsprochen hätte. Deshalb zogen es einige Kleineigentümer vor, an die Kommune zu verkaufen; andere verkauften auch an Immobiliengesellschaften, eine alarmierende Situation für die Kommune,

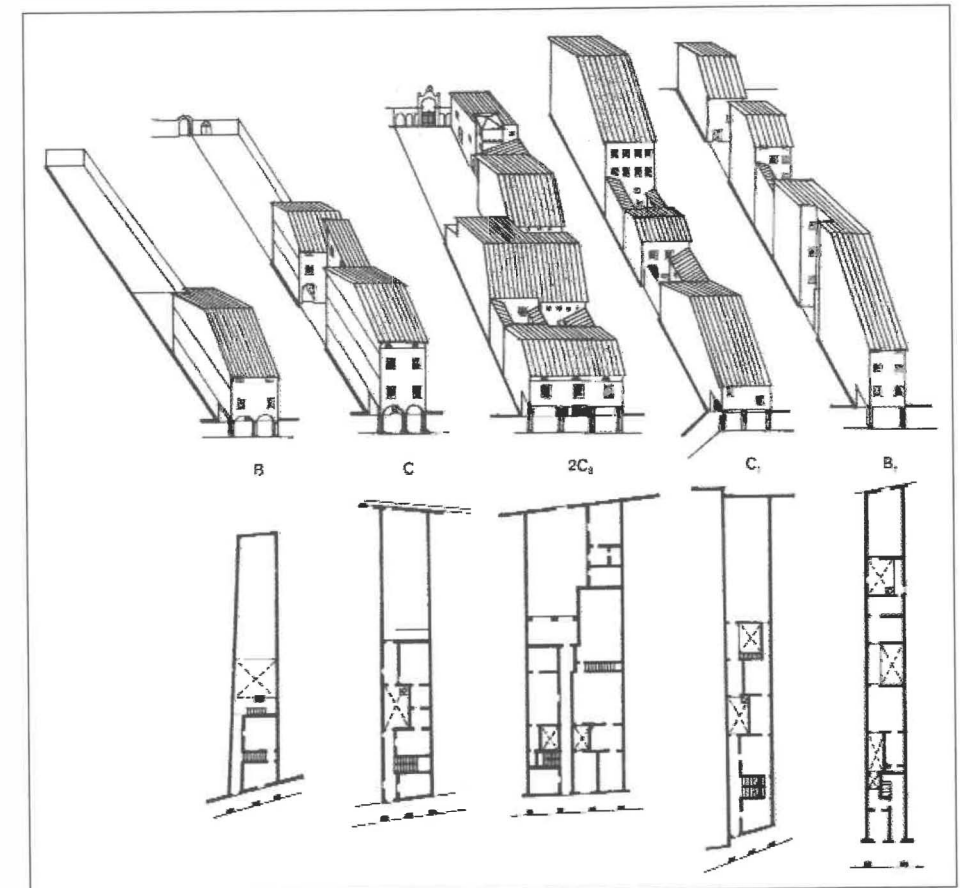


Abb. 1: Der Haustypus des Handwerkerhauses und seine Entwicklung durch Zusammenlegung von zwei Parzellen und Erweiterung in die Tiefe des Grundstücks.

die solche Gesellschaften von der Förderung ausgeschlossen hatte. Solche Ankäufe stärkten die Verhandlungsposition der Immobiliengesellschaften gegenüber der Kommune: Einerseits hatte die Kommune die Möglichkeit, spekulative Aktionen in den Zonen des PEEP/Centro Storico zu verhindern (durch Ablehnung von Baugenehmigungen), andererseits konnten die Immobiliengesellschaften die Häuser an die Kommune abtreten, um stattdessen anderswo freie Hand von der Kommune zu bekommen.

4. Die typologische und morphologische Herangehensweise

Die für die Vorbereitung der Planung angewandte typologische und morphologische

Analyse ist die konkrete Umsetzung theoretischer Studien, die in den 60er Jahren, insbesondere in der Universität von Florenz, eingeleitet wurden. Die Schulen von Caniggia in Florenz, von Muratori in Venedig und Rom entstanden aus der Kritik der Architektur der Moderne in der Nachkriegszeit. Die typologischen Studien von Caniggia betrachteten die historischen Zentren als städtebauliches Ensemble und beinhalteten die Analyse des Wachstumsprozesses von Gebäudetypen und die Hervorhebung der sich dadurch wiederholenden architektonischen Merkmale.

Die Stadtverwaltung von Bologna begann 1972 mit der Bestandsaufnahme der fünf vorerst für die Planung vorgesehenen Zonen mit dem Ziel, die Grundrisse der Geschosse der gesamten Blöcke einschließlich der Außenräume sowie der Straßenfasaden zu erstellen – sowohl mit Hilfe der Katasterpläne als auch mit Aufmaßen vor Ort. Als diese Arbeit fertig gestellt wurde, stellte sich eine unerwartete Tatsache heraus. Die Grundrisse zeigten nicht nur eine städtebauliche Kontinuität, nämlich die der Parzellierung und der Ähnlichkeit der Häuserblöcke, sondern die Gebäude zeigten auch im inneren eine eigene Homogenität. Diese Kenntnisse waren für die Architekten der Stadtverwaltung sehr wichtig, als es darum ging, die Planung umzusetzen und diese Konstanten innerhalb einer vorgegebenen Struktur mit einzubeziehen.

Die Häuser des Plans PEEP/Centro Storico entsprechen der historischen Typologie der Bologneser Architektur kunstgeschichtlich »geringerer« Bedeutung. Sie waren die Häuser der Handwerker und Handeltreibenden des 17. und 18. Jahrhunderts. Es sind mehrgeschossige Häuser (normalerweise zwei bis drei Geschosse) mit einer schmalen Vorderseite, ursprünglich Einfamilienhäuser mit integrierten handwerklichen Gewerbeflächen. Die gotischen Grundstücke haben eine sehr schmale Straßenseite von ca. 4 bis 5 m und eine Tiefe bis zu 30 m. Mit der Zeit haben sich die Häuser in Höhe und Tiefe entwickelt, um mehrere Familien unterzubringen, teilweise bis zur vollständigen Bebauung des Grundstücks. Im Erdgeschoss wurden jedoch die Flächen für Handel und Gewerbe beibehalten.

Innerhalb dieser allgemeinen Typologie, der mehr oder weniger häufigen Wiederholung der Basismodelle und der Innenhöfe, bildeten sich viele abgeleitete Formen, die ihrerseits durch Zusammenlegung neue Varianten ergaben. Die von der Stadt durchgeführte typologische Analyse legte sechs Gebäudegrundtypen mit 12 zusätzlichen Varianten fest – entstanden durch Zusammenlegung der Grundtypen.

Die Ergebnisse dieser Analyse sind nicht nur im Rahmen der Sanierung der Häuser berücksichtigt worden. Sie wurden auch verwendet, als es darum ging, Baulücken zu schließen. Im Block San Leonardo war eine große Baulücke vorhanden, die für den Neubau von Zwischenumsetzwohnungen für die Bewohner vor der Sanierung der Gebäude geplant worden war. Hier entschied sich die Stadt, das vorgefundene typologische Modell fortzusetzen und sah sich der Kritik ausgesetzt, Fälschungen produziert zu haben. Leitidee für die Rekonstruktion war die Betrachtung der Altstadt als städtebaulicher Zusammenhang. Die Entscheidung, die Neubauten auf das Modell



Abb. 2: Via S. Leonardo mit den rekonstruierten Häusern (2001).

zurückzuführen, das sich zuletzt durchgesetzt hatte, das gewachsene Erscheinungsbild der Häuser aus dem 18. bis 19. Jahrhundert also, war eine Entscheidung für die Kontinuität.

Die Sanierung der 13 Zonen der Altstadt ist innerhalb von 15 Jahren fertig gestellt worden. Von 1974 bis 1985 hatte die Stadt als Bauherr mehr als 1.000 Wohnungen und drei Studentenwohnheime für ca. 80.000 qm Nutzfläche restauriert. Während der gleichen Zeit sind von privater Seite weitere 1.000 Wohnungen für ca. 80.000 qm Nutzfläche mit »convenzione« saniert worden, davon sind ca. 15% in Stadteigentum übergegangen. Außerhalb der Sanierungsgebiete haben private Eigentümer bis Anfang der 90er Jahre mehr als 400.000 qm Wohnraum saniert oder renoviert.



Abb. 3: Arkadengang in der Via Sant'Apollonia (2001).

5. Bologna nach dem Plan für das historische Zentrum

Während der 70er Jahre war die Stadterneuerungs-idee ausschließlich mit der Erhaltung des historischen Zentrums verbunden. Die Erneuerung wurde hier hauptsächlich sozial-wohnungspolitisch und städtebaulich-denkmalpflegerisch begründet. Es bestand damals ein starker Dualismus zwischen Altstadt und Peripherie. Alle Interessen konzentrierten sich auf das historische Zentrum, während in der Peripherie mit Fertigteilmethoden gebaut wurde. Erst Ende der 70er Jahre wurde die Stadterneuerungs-idee auf die Peripherie erweitert. Es handelte sich zunächst um Gebiete, die einen besonderen historischen Wert aufweisen konnten.

Die Stadterneuerung während der zweiten Hälfte der 80er Jahre war durch die



Abb. 4: Ein Innenhof im Block S. Leonardo (2001).

Erweiterung der Aufgabengebiete auf die ganze Stadt gekennzeichnet. Neue Wohngebiete dienten in diesem Konzept dem Ziel, auch Teile des Stadtrandes zu verbessern.

Die 1984 eingeleitete Verkehrsberuhigung im historischen Zentrum kann als wichtigste Erweiterung des Erneuerungskonzeptes angesehen werden. Ziel war es zunächst, kurzfristig das Zentrum für den Individualverkehr von außen ganz zu schließen, die vorhandenen Parkplätze im Zentrum zugunsten von Bewohnern und Gewerbetreibenden umzuwidmen, einige Fußgängerzonen einzurichten, den öffentlichen Nahverkehr zu reorganisieren und Park-and-ride-Plätze an der Peripherie zu schaffen. Mittelfristig war der Ausbau von Kurzparkplätzen am Zentrumsrand

vorgesehen, langfristig die Vervollständigung eines zweiten Straßenrings und der Umbau der Verkehrsknoten des ersten, vorhandenen Straßenrings. Die Umsetzung der Verkehrsberuhigung erfolgte sehr zögerlich, mit vielen Ausnahmen und Schritten zurück. Die Realisierung weiterer Schritte ist durch den Abbau staatlicher Subventionen sowie durch die veränderten politischen Verhältnisse gescheitert.

Mit der Verabschiedung des Flächennutzungsplans von 1985 sind in den darauf folgenden Jahren mit kommunalen Finanzmitteln viele leer stehende Gebäudekomplexe der Altstadt (ehem. Kirchen, Klosteranlagen, Paläste) für kulturelle und soziale Einrichtungen restauriert worden. Darüber hinaus, im Rahmen der Sonderfinanzierungen für Bologna Kulturstadt Europa 2000, sind weitere kulturelle Einrichtungen in vorhandene Gebäudekomplexe untergebracht worden.

1987 hat die Stadt ein Gesetz für den Erhalt der historischen Ladennutzungen verabschiedet, mit dem Ziel, die begonnenen Transformationen einzugrenzen. Im historischen Zentrum wurden, durchaus im internationalen Trend, mehrere Projekte zur Neugestaltung des öffentlichen Raums durchgeführt, die über die Maßnahmen im öffentlichen Raum hinaus auch die Bereitstellung von Räumen für Handwerker mit kleinen Geschäften in den Erdgeschosszonen der angrenzenden Gebäude umfassten.

Die aktuelle Stadterneuerung in Bologna hat sich gegenüber der berühmten Stadterneuerung der 70er Jahre stark verändert. Die ursprünglichen Zielsetzungen wurden pragmatisiert und zugleich in räumlicher wie sektoraler Hinsicht erweitert. Stadterneuerung hat sich damit zu einer komplexen Programmatik der Bestandsentwicklung verdichtet, deren Umsetzung aber zögerlich und über oft isolierte Projekte erfolgt. Die Initiativfunktion der Kommune ist dabei schwächer geworden, und die sozialen Ziele haben stark an Bedeutung verloren. Dies zeigt sich vor allem auch an dem geringeren Gewicht der wohnungspolitischen Dimension der Stadterneuerung im Verhältnis zu den verkehrs-, gestaltungs- und grünpolitischen Dimensionen. Die schon früher für Bologna typische außerordentliche Qualität der fachlichen Voruntersuchungen sowie wie der Öffentlichkeitsarbeit wurden beibehalten.

6. Vorbild Bologna?

Die in Bologna entwickelte Methode für die Stadterneuerung im historischen Zentrum – die Bauerhaltung als politisches Ziel, die sozialen Inhalte, die typologische und morphologische Analyse als Grundlage für die Planung, die Präsenz der Stadt als Bauherr und Projektsteuerer der Sanierungsprojekte – stellt der italienische Beitrag für die städtebauliche und architektonische Kultur der 70er und 80er Jahre in Europa dar.

Bei der aktuellen Betrachtung der Sanierungsgebiete kann man feststellen, dass sowohl das Stadtbild als auch die typischen Grundrisse der Häuser erhalten geblieben sind. Die Wohnungen befinden sich zum großen Teil in öffentlichem Eigentum und sind Sozialwohnungen geblieben. Noch heute wohnen viele der damaligen Bewohner

in diesen Gebieten, die Ladennutzungen im Erdgeschoss unterhalb der Arkaden sind noch vorhanden, viele Wohnungen werden von Studenten bewohnt. Der Stadt Bologna ist es aus heutiger Sicht gelungen, in den Sanierungsgebieten ihre Ziele durchzusetzen.

Außerhalb der Sanierungsgebiete der 70er Jahre hat dagegen eine erhebliche soziale Aufwertung bzw. eine Zweckentfremdung von Wohnräumen für tertiäre Zwecke stattgefunden. Die ursprünglichen sozialen Ziele – Sicherung preiswerten Wohnraums in großem Umfang durch kommunale Sanierung – haben bescheideneren Zielen Platz machen müssen: Sicherung eines kleinen Teilbestands preiswerten Wohnraums in öffentlichem Eigentum. Der Kurswechsel in Richtung »vertragliche Sanierung« hat dagegen quantitativ nur wenig zur Sicherung preiswerten Wohnraums beigetragen. Seit Anfang der 90er Jahre beobachtet man dennoch im historischen Zentrum eine Gegenrichtung im Vergleich zur Gesamtstadt und zu anderen Städten: Die Zunahme der Einwohner, entstanden durch die Konvertierung der dezentralisierten Gewerbenutzungen in Wohnnutzungen.

Die Archivforschung, die morphologische und typologische Analyse als Vorbereitung der Planung, die Zusammenstellung von Grundrissen für den gesamten Block sind heute von großer Bedeutung gerade im Umgang mit der sogenannten Architektur »geringerer« Werte in Gebieten unter städtebaulichem Denkmalschutz. Sie helfen, die typologischen Besonderheiten von Straßenräumen und Gebäuden zu erkennen, die unbedingt für die Planung berücksichtigt werden müssen. In Bologna ist Stadtforschung mit Bau- und Hausforschung verbunden worden.

Die heute noch aus Sicht der Architekten kritisierte Methode der Rekonstruktion kann nach der Betrachtung des Blocks San Leonardo nicht allgemein gelten. Das Ergebnis ist die Bewahrung der Kontinuität des Stadtbildes, worauf sich heute Einwohner und Besucher freuen. Eine solche Herangehensweise kann daher gerade für die Architektur »geringerer Werte« in historischen städtebaulichen Zusammenhängen überlegenswert sein.

Die Erneuerung des historischen Zentrums in Bologna erfolgte als Kritik der Wachstumsmodelle der Städte der 60er Jahre und der großen Neubauerweiterungen am Stadtrand. Heute, dreißig Jahre danach, zeigt dieses Beispiel das gewonnene Bewusstsein über die Grenzen der Stadterweiterung in Bezug auf die Potenziale des Bestands als Anregung, insbesondere für die öffentlichen Verwaltungen, die vorhandene Stadt als Ressource für die künftigen Interventionen zu betrachten.

Literatur:

G. Caniggia, *Strutture dello spazio antropico*, Firenze, 1976; Comune di Bologna, *Bologna centro storico*, Bologna 1970.; Comune di Bologna, *Per il recupero urbano – Programma di qualificazione funzionale per le zone produttive e di riuso per il patrimonio edilizio esistente*, Bologna 1982; P.L.

Cervellati/R. Scannavini/C. De Angelis, Bologna: politica e metodologia del restauro nei centri storici, Bologna 1973; dies., La nuova cultura delle città, Milano 1977; P.L. Cervellati, La città bella, Bologna 1991; Piano della mobilità per la città di Bologna, in: Parametro 177, 1990; M. Pinardi, Stadterneuerung in Bologna, in: H. Bodenschatz/E. Konter/M. Stein/M. Welch Guerra (Hrsg.), Stadterneuerung im Umbruch, Institut für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin 1994; R. Scannavini, »Trent'anni di tutela e di restauri a Bologna«, Costa editore, 2001; R. Scannavini, Abitare Bologna – La qualità ricercata, Venezia 1987.

Robert Kaltenbrunner

Die Sprache der Moderne

Mies und Taut – oder wie das Spannungsfeld zwischen Tradition und Innovation ausgelotet wird

TERENCE RILEY UND BARRY BERGDOLL (Hrsg.) *Mies in Berlin. Ludwig Mies van der Rohe. Die Berliner Jahre 1907-1938*, München: Prestel 2001. 392 S., 595 Abb., geb. DM 148,-

WINFRIED NERDINGER / KRISTIANA HARTMANN / MATTHIAS SCHIRREN / MANFRED SPEIDEL (Hrsg.), *Bruno Taut 1880-1938. Architekt zwischen Tradition und Avantgarde München: Deutsche Verlags-Anstalt 2001*, 448 S., 600 Abb., davon 300 in Farbe, geb. DM 248,-/ Euro 128,-

1. Mies van der Rohe

Vielen gilt er als phantasieloser Rationalist, trotz – oder gerade ob – seiner Meisterwerke wie dem Barcelona-Pavillon, dem Seagram Building in New York oder der Neuen Nationalgalerie in Berlin. Die Hinterlassenschaft Mies van der Rohes erschließt sich nicht eben leicht. Der 1886 in Aachen geborene Ludwig Mies, der erst als Mittdreißiger den Mädchennamen seiner Mutter hinzunehmen sollte, bevorzugte zeitlebens den Begriff »Baukunst« gegenüber dem der »Architektur«. Und es gehört zu den Paradoxien seines Lebens, dass er in den USA zum Vorzugsarchitekten kommerzieller Auftraggeber wurde, die mit dem Begriff der Baukunst am wenigsten anfangen konnten. Seither galt er als Architekt des Kapitals, von dem die Prototypen jener seelenlosen Hochhäuser stammten, die zur Verödung ganzer Innenstädte führten. Robert Venturi, der Hohepriester einer komplexen und widersprüchlichen Architektur, wandelte Mies' Credo »Less is more« um in »Less is a bore«. Tom Wolfes polemische Modernekritik »From Bauhaus to Our House« tat ein übriges zu dieser unterkühlten Rezeption. Nun allerdings scheint der Wind sich gedreht zu haben, und Mies' Schaffen wird einer

erneuten Revision unterzogen. Entscheidende Bedeutung kommt dabei der Entwicklung von Mies' formalem Vokabular in Europa zu, wie eine fulminante Neuerscheinung darlegt.

Mies schätzte seine frühen Berliner Arbeiten rückblickend nicht sehr hoch ein. So war die Architektur des jungen Mies lange Jahre nahezu unbekannt. Nun füllt das von Terence Riley und Barry Bergdoll herausgegebene Buch »Mies in Berlin«, das zugleich als Ausstellungskatalog für die gleichnamige Ausstellung im Alten Museum in Berlin dient, diese Forschungslücken. Ausführlich widmet es sich den zwischen 1907 und 1938 entstandenen Arbeiten. Die Autoren präsentieren erstmals umfassend das tief in der deutschen Kultur und Bautradition verwurzelte Frühwerk Mies van der Rohes in seiner ganzen Vielfalt und Offenheit. Indem Mies durch seine Übersiedelung in die USA diese Wurzeln kappt, so Rileys zentrale These, schwindet ein Teil seiner Kreativität, wird Mies schematischer. Auf der einen Seite steht Mies' revolutionärer Entwurf eines gläsernen Hochhauses am Bahnhof Friedrichstraße, Architektur aus »Haut und Knochen«. Wie ein Kristall ragt das Gebäude aus der bewusst eingeschwärzten Gründerzeitbebauung. Auf der anderen Seite stehen die Landhäuser und klassizistischen Villen, die Mies für wohlhabende Familien im Südwesten Berlins und in Potsdam errichtete.

Ein neuer, durch den allerorten um sich greifenden Minimalismus geschärfter Blick lässt heute Mies van der Rohe mehr denn je als architektonischen Kontinent erscheinen. Dieser neben Le Corbusier wohl wichtigste Erneuerer der Architektur des 20. Jahrhunderts exerzierte die Entwicklung der Moderne durch vom preußischen Klassizismus über den Expressionismus und die Sachlichkeit bis hin zur Stahl- und Glas-

Baukunst der Nachkriegszeit. Bei aller Vielfalt gibt es jedoch Konstanten, die Mies Schaffen durchziehen: das Streben nach dem Wesentlichen, der virtuose Umgang mit Proportionen und Materialien sowie das Interesse an rationaler Konstruktion und Transparenz – Themen, die schon für sein großes Vorbild Karl Friedrich Schinkel wegweisend waren.

Ohne Studium holte Ludwig Mies sich bei verschiedenen Architekten jenes Rüstzeug, das es ihm 1905 ermöglichte, ins Büro des angesehenen Berliner Architekten und Möbelmachers Bruno Paul einzutreten. Zwei Jahre später erhielt der erst 21jährige Selfmademan den Auftrag zum Bau der Villa Riehl in Neubabelsberg, in der er alle bisherigen Einflüsse – den preußischen Klassizismus und das modische Neurokoko, den Landhausstil sowie Ideen der Wohnreform – verarbeitet und dennoch einen Wurf zustande brachte, in dem Haus und Garten zur Einheit finden. Während er im Büro von Peter Behrens arbeitete und für diesen unter anderem die Ausführung der säulengeschmückten deutschen Botschaft in St. Petersburg überwachte, verkehrte Mies in den intellektuellen Kreisen der Hauptstadt, aus denen ihm weitere Aufträge zukamen. Dabei zeigen das Haus Werner, das Haus Urbig sowie die 1923 vollendete Villa Eichstaedt in Nikolassee eine weit traditionellere Außenform als sein frühes Meisterwerk, das kubische Perls-Haus von 1912 in Zehlendorf. Man mag das als die Suche eines von Krieg und Umbruch Verunsicherten lesen, der sich auch als Mitglied der avantgardistischen »Novembergruppe« nicht festlegen wollte.

Schließlich aber nimmt er einen entschiedenen zeitgenössischen Standpunkt ein und bricht mit seiner Vergangenheit. Er verlässt Frau und drei Kinder, haust im Büro; und er tritt mit Bauten auf den Plan, die die ganze Entwicklung der modernen Architektur, für die insbesondere der Name des Bauhaus-Gründers Walter Gropius steht, wie in einem Zug verarbeiten. Mit den Betonhaus-Entwürfen von 1923, dem Backsteinhaus-Projekt, vor allem aber mit der kriegszerstörten Villa Wolf in Gubin und den Häusern Esters und Lange in Krefeld bekannte sich Mies endgültig zur klassischen Moderne.

Er entwirft Mietwohnungshäuser an der Afrikanischen Straße in Berlin-Wedding (1925). Er organisiert die als Bauausstellung konzipierte Weißenhof-Siedlung in Stuttgart von 1927, für die er den beherrschenden Geschosswohnungsblock erstellt, mit variablen Grundrissen, wie sie bis dahin unerhört waren. Dann kommt der Auftrag für den Deutschen Pavillon in Barcelona, parallel dazu entstehen einige der – in jedem Sinne – kostbarsten Villen des »Neuen Bauens«, wie es nun genannt wird, die beiden benachbarten, mit Ziegel verkleideten Stahlskelettbauten in Krefeld. Endgültig offenbart sich hier seine baukünstlerische Auffassung, mit fließenden Räumen und »schwebenden« Wänden, mit edlen Materialien und jenen makellosen Möbeln, die seither als Klassiker gelten und unverändert bis heute produziert werden. Sein Interesse an gesellschaftlich relevanten Bau- und Planungsaufgaben aber blieb marginal, was ihm – trotz seinem skulpturalen Liebknecht-Luxemburg-Denkmal – seine Aufgabe als dritter und letzter Direktor des Bauhauses nicht erleichtern sollte.

Bislang weniger bekannt – zumindest was die Üppigkeit des Bildmaterials anbelangt – sind seine großen urbanistischen Projekte wie jenes für den Alexanderplatz. Nach den Erfolgen des mit Transparenz spielenden Barcelona-Pavillons, dessen Raumkontinuum aus dreidimensional zueinander in Bezug gestellten Scheiben resultiert, und der Villa Tugendhat (1930), den eigentlichen Geniestreichen seiner deutschen Karriere, standen die Weltwirtschaftskrise und bald auch der Nationalsozialismus weiteren Realisationen im Weg. Außer den zusammen mit Lilly Reich kreierten Ausstellungsarchitekturen und dem bescheidenen Lemke-Haus in Hohenschönhausen blieben alle Entwürfe Papier. Aber selbst das Scheitern des Reichsbank-Projekts von 1933, mit dem er sich den Nazis andienen wollte, konnte ihn nicht zum Verlassen Deutschlands bewegen. Erst die vom MoMA arrangierte Einladung, ein Ferienhaus für Stanley Resor in Wyoming zu entwerfen, veranlasste ihn 1937 zur Reise nach Amerika. Nach kurzer Rückkehr übersiedelte er 1938 für immer nach Chicago, wo sich ihm als Direktor der Architekturabtei-

lung des »Illinois Institute of Technology« (IIT) eine glanzvolle Karriere eröffnete.

Mies baute, wie ein früherer Mitarbeiter in Umkehrung des zeitgenössischen Slogans treffend bemerkte, mit Vorliebe für das »Existenzmaximum«. Kämpferisch in seinen Thesen und kompromisslos in der gestalterischen Durchführung, suchte und fand er seine Auftraggeber in aufgeschlossenen Kreisen des gehobenen Bürgertums, dessen »Wohnansprüche« ihm ideale Voraussetzungen zur Verwirklichung seiner architektonischen Ziele boten. Das Musterhaus auf der Berliner Bauausstellung von 1931, das Mies im Rahmen der von ihm geleitenden Abteilung »Die Wohnung unserer Zeit« errichten konnte, zeigt exemplarisch die wesentlichen Züge seines Raumverständnisses: ein locker gegliedertes Kontinuum. Mies, so lässt sich heute ein vorsichtiger Schluss aus der neuerlichen Ausbreitung seines Lebens und seines Werkes ziehen, war ein geradezu archetypischer Großstädter – das Gegenteil etwa zum »Prärie«-Architekten Frank Lloyd Wright, der in den vierziger und fünfziger Jahren seinen Antipoden in den USA darstellte. Was Mies zu formen, in gebaute Form zu geben suchte, war der Platz, den das Individuum innerhalb der hoch verdichteten und kommunizierenden Großstadt brauchte. An diesem Ziel orientieren sich die Wohnbauten sowohl in Berlin als auch später – und um so vieles großzügiger – in Chicago, oder aber die Bürobauten wie das bis heute Maßstab setzende »Seagram Building« an New Yorks Fifth Avenue von 1958. Darin besteht die architektonische Antwort, die Mies van der Rohe auf die politischen Zumutungen seines Jahrhunderts gegeben hat.

Die wohl wichtigste Bereicherung des Mies-Bildes, die das vorliegende Buch bietet, liegt in der ausführlichen Darstellung der späten Berliner Jahre des Architekten. Mies ging erst 1938 nach Amerika. Als letzter Direktor des »Bauhauses« hatte er diese, zuletzt in einer leer stehenden Fabrik in Berlin-Steglitz untergekommene Schule der modernen Gestaltung 1933 schließen müssen. Zwischen diesem Zeitpunkt und der Auswanderung nach Chicago klaffte lange Zeit eine biografische Lücke, die sich erst in jüngerer Zeit mit der Darstellung seiner – durchweg erfolglos

geblieben – Projekte füllt. Das führte umgekehrt zu Hypothesen über die angebliche Verwicklung in die kulturpolitischen Bestrebungen des NS-Regimes. Tatsächlich war Mies noch zu Entwürfen für den Deutschen Pavillon bei der Weltausstellung in Brüssel 1935 aufgefordert worden. Alle anderen Vorhaben waren privater Natur und scheiterten spätestens an der verweigerten Baugenehmigung. Nirgends jedenfalls biedert sich Mies stilistisch an wie sogar noch sein Lehrmeister Behrens. Dessen Moabiter »AEG«-Turbinenhalle von 1909 markierte den Beginn der unverhüllten Konstruktion, die Mies später zum eigenen Leitbild erhob.

Erhellende Essays komplettieren eine hervorragende Materialsammlung. So schildert etwa Detlef Mertins die durchaus widersprüchlichen Verbindungen von Mies mit der Berliner Avantgarde der zwanziger Jahre. Und in einem glänzenden Beitrag rekonstruiert der Berliner Architekturhistoriker Fritz Neumeyer das Geflecht geistiger und gesellschaftlicher Kontakte, in das Mies von seinem ersten Bauherrn, dem Berliner Philosophieprofessor Alois Riehl, eingebunden wurde – bis hin zur Heirat mit Ada Bruhn, einer Freundin von Riehls Enkelkindern. Alle Aufsätze widersprechen dem Mythos von dem Meisterarchitekten, der mit einigen fabelhaften Entwürfen über Nacht die Baukunst revolutioniert habe. Ein Märchen, das vor allem Mies selbst gern erzählte, der Mitte der zwanziger Jahre seine frühen Arbeiten vernichtete, seinen Namen durch den Zusatz »van der Rohe« schönte und sich fortan der Zukunft widmete, wofür er seine Vergangenheit absichtsvoll verdunkelte.

Aus der Lektüre tritt ein Architekt hervor, der einerseits an früh errungenen Einsichten mit eiserner Konsequenz festgehalten hat, andererseits erstaunliche Brüche und auch Schattenseiten kannte. Für die erste, bekannte Seite seiner Persönlichkeit steht sein berühmtes Aperçu, man könne nicht jeden Montag eine neue Architektur erfinden. Für die »Nachseiten« steht die Radikalität, mit der Mies sich Anfang der zwanziger Jahre neu »erfunden« hat. Von da an hat er sein Leben in einer Weise der schöpferischen Arbeit untergeordnet, die durchaus befremdet – und vielleicht die notwendige Voraussetzung für ein

Werk bildet, das Klarheit, Präzision, Notwendigkeit in äußerster Konsequenz erstrebte. Freilich, so einzigartig Mies in diesem Lichte gesehen werden mag, so wenig fehlte es an prägenden Parallelfiguren.

2. Bruno Taut

Wie in kaum einer Biographie spiegeln sich Größe und Dramatik der Architektur des 20. Jahrhunderts in seinem Leben und Werk. Phantastische Glasarchitektur und wegweisender Siedlungsbau: Hierfür steht der Name Bruno Taut (1880-1938). Darin erschöpft indes hat sich sein Schaffen mitnichten. Es war ausgerichtet auf das umfassende Ziel, das tägliche Umfeld der Menschen neu zu gestalten, Architektur und Lebensform in einer neuen Wohnkultur für den Menschen des Industriezeitalters zusammenzuführen. Unter der Ägide von Winfried Nerdinger, der eine Reihe namhafter »Tautianer« als Autoren um sich sammelte, ist nun eine opulente Monographie entstanden, die das Wirken und die Person Taut, seine Brüche und Kontinuitäten auf so profunde wie kurzweilige Art beschreibt und analysiert.

Mit dem »Glashaus« auf der Werkbundausstellung 1914 in Köln hatte Bruno Taut einen Reklamepavillon als Programmbau der Moderne geschaffen, den er mit Paul Scheerbarts Glashaussprüchen schmückte, etwa »Das Glas bringt uns die neue Zeit, Backsteinkultur tut uns nur leid«. Doch was von der kommenden, neuen Zeit künden wollte, wurde verschrottet, weil der Erste Weltkrieg andere Wege vorzeichnete. Taut zog sich zurück, ersann den Ausbau der Alpen mit kristalliner Glasarchitektur, der im Gegensatz zu den grausam-sinnlosen Materialschlachten des Krieges eine sinnfreie, völkerverbindende, kollektive Aufgabe bilden sollte. Er propagierte die »Auflösung der Städte« zugunsten der inneren Kolonisation durch Gartenstädte; dahinter verbarg sich nichts anderes als Zivilisationskritik. Und es schimmert die Vorstellung von einem romantischen Anarchismus der Herrschafts- und Gewaltlosigkeit hervor, vermengt mit Splittern eines chiliastischen Sozialismus', wie er von Peter

Kropotkin und Gustav Landauer propagiert wurde. 1918, in dem Bewusstsein, in eine neue Epoche einzutreten, gründete er gemeinsam mit expressionistischen Künstlern und progressiven Architekten den sozialistischen »Arbeitsrat für Kunst« und verband sich mit Hermann Finsterlin, Wenzel August Hablik, den Brüdern Wassili und Hans Luckhardt, Hans Scharoun und Walter Gropius zu dem verschworenen Kreis der »Gläsernen Kette«. In der Umbruchszeit der Nachkriegsmonate wollte Taut zunächst Visionen entwickeln, bevor man sich den Sachzwängen konkreter Bauaufgaben hingab.

Diese aber holten ihn alsbald ein. Der Utopist und Visionär wandelt sich zum Volksbaumeister, der seine gereiften Überzeugungen in Magdeburg und Berlin umzusetzen weiß. Während er als Stadtbaurat das »Neue Magdeburg« in bunten Farben erstrahlen ließ, realisierte er im Auftrag der Berliner Baugenossenschaft GEHAG zwischen 1924 und 1932 über 10.000 Wohnungen – zumeist einfühlsame Planungen, die Modernität mit Nutzerfreundlichkeit, Flachdach mit »malerischem« Städtebau und Großsiedlungen mit Individualität und Liebe zum Detail verbinden. Noch heute sind die Bewohner der Hufeisensiedlung Britz oder der Siedlung Onkel Toms Hütte stolz auf ihre Siedlung und schätzen die Qualität der praktischen und komfortablen Wohnungen.

Formal gesehen gab es wenig Gemeinsames zwischen Tauts Zeichnungen von 1916-1919 und seinen Siedlungsentwürfen in der Mitte der Zwanziger, zwischen den Bergtempeln und den strengen Siedlungen, die bereits ein halbes Jahrzehnt später folgten. Die Klammer jedoch sollte man nicht in bildlichen oder materiellen Ähnlichkeiten suchen, sondern in dem Missionsgeist, von dem der Architekt erfüllt war. Neben dem Begriff der »Gemeinschaft« wurde der von der »einheitlichen Gestaltkultur« zentral für Taut. Wie viele andere Kollegen auch, suchte er nach der Einheit von Raum und Gesellschaft, Kunst und Arbeit, letztlich also danach, die Elemente der bestehenden ökonomischen Struktur der Stadt, nämlich Wohn-, Industrie- und Geschäftsviertel, in ein einheitliches räumliches System zu integrieren. Angesichts der Herausforderung der Massengesellschaft, die sich Mitte der 20er Jahre in den

großen Wohnungsbauprojekten konkretisiert, macht er diese Begriffe zum Normativ seiner architektonischen Arbeit. Spätestens beim Bau der Hufeisensiedlung in Britz bekommt sein Ideal ein notwendiges Attribut, nämlich das der »Vereinfachung« – und das heißt nichts anderes als Rationalität. Doch das Attribut erobert nicht die Stellung des wesentlichen Substantivs; es bleibt immer attributiv, auch wenn der ökonomische Auftrag, möglichst viele billige Wohnungen zu bauen, einen »Produktionsprozess« erzwingt, der auf der »Aneinanderreihung weniger Elemente beruht«. Taut geht dabei von der Theorie aus, dass der »sozialistisch-proletarische Geist der Arbeiterklasse« auf »Kollektivität« zielt, und dass die »Kollektivität als stilbildender Faktor« die »fortschreitende Vereinfachung« der Bebauung und damit die Abkehr von der bisher gebräuchlichen »bürgerlichen« Typologie der Wohnblöcke erzwingt. Hierin spiegelt sich die Hoffnung auf die Identität der »immer gleichen Wohnungen« mit dem Bewusstsein ihrer Bewohner, mithin der Traum von der gemeinschaftsbildenden Kraft der Architektur.

Nach den Monographien von Kurt Junghanns (1970), Iain Boyd Whyte (1981), Julius Posener (1989) und Manfred Speidel (1995) liegt nun ein Band vor, der den »ganzen« Bruno Taut präsentiert und mit einem Werkverzeichnis einen Überblick über realisierte wie unausgeführte Projekte sowie publizierte und unveröffentlichte Schriften des Architekten bietet. Vor allem ist die neue Monographie zu Bruno Taut ein Standardwerk: nicht nur als Biographie eines Einzelnen, sondern auch als exemplarisches Werk über das Drama der Architektur im 20. Jahrhundert. Denn keine andere Gattung der bildenden Kunst verkörpert deutlicher das Spannungsfeld zwischen genialer künstlerischer Erfindung und Bewährung in der Praxis. In Tauts Werk zeigt sich die Möglichkeit eines Brückenschlags zwischen Form und Funktion, Formalismus und Funktionalismus, Utopie und Nutzbarkeit.

Bruno Taut hat sich der für Mies typischen Mischung von Form und Dogma immer entzogen; Taut wollte nicht, wie Mies, Präzision und Klarheit, sondern, im Gegenteil, etwas, was den »Menschen frei atmen lässt«. Obgleich beide

»Mitbegründer« der Moderne, waren ihre Wege und Ziele doch keineswegs identisch. Beide greifen zwar letztlich die gleiche strukturelle Problematik auf, doch liegen Welten zwischen ihren räumlichen und sozialen Interpretationen. Beide versuchen sich gleichermaßen an der »ewigen« Dialektik von »kleinem Haus« und »großem Bau«, von Individualität und Gesellschaft. Doch weisen die Ergebnisse in verschiedene Richtungen, offenbaren nur die Bandbreite des Möglichen. So gelesen, stellen die beiden opulenten Bände einen immensen Gewinn dar.

Die Autoren

HARALD BODENSCHATZ; Stadtsoziologe und Stadtplaner, seit 1995 Professor für Planungs- und Architekturosoziologie an der TU Berlin. Planerische Praxis in der Stadterneuerung. Längere Lehr- bzw. Forschungsaufenthalte in Italien, Brasilien, USA und Peru. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Stadterneuerung, Stadtbaugeschichte und Architekturosoziologie. Mitglied der Redaktion der Zeitschrift »Die alte Stadt«.

DIETRICH DENECKE (1935) ist Professor für Geographie am Geographischen Institut der Universität Göttingen (i.R.) mit den Schwerpunkten Historische Geographie, Stadtgeographie und Kulturlandschaftspflege. Mitherausgeber der Zeitschrift »Siedlungsforschung - Archäologie, Geschichte, Geographie« im Rahmen interdisziplinärer Zusammenarbeit.

DAGMAR DIETRICH; Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Theaterwissenschaft an der LMU München 1967-1972, Promotion über den flämisch-bayerischen Bildhauer Aegid Verhelst (1696-1749). Seit 1976-1986 praktische Denkmalpflege in Schwaben, Oberbayern, Oberpfalz. Seit 1987 in der Abteilung für Denkmalforschung und Denkmalvermittlung, hier u. a. Bearbeitung des Inventars Stadt Landsberg. Forschungsschwerpunkte: Mittelalterliche Bürgerhausforschung, Sakralkunst des 17. und 18. Jhs., Hinterlassenschaften der NS-Diktatur u. a.

ERNST HUBELI; Studium der Architektur an der ETH-Zürich 1968-1973 sowie Städtebau und Publizistik an der TU- und FU Berlin; 1982-1999 Chefredaktor von Bauen+Wohnen; seit 1982 eigenes Büro mit Andreas Herczog. Aktuelle Bau realisierungen u. a.: Grossüberbauung mit Mischnutzungen in Zürich-West; Umnutzung Fabrik-

komplex »Toni«, Zürich, Wohnhaus mit Büros in Lugano. Verschiedene Wettbewerbserfolge, z. B. Städtebaulicher Wettbewerb Bahnhofareal, Güterstrasse, Plätze in Basel, 2002, 1. Preis. Seit 1999 Forschungen zu Stadterneuerung in der Schweiz, Umnutzung von Industriebrachen, Öffentlichkeit und öffentlicher Raum. Zahlreiche Publikationen und Preisrichtertätigkeit

GUNTER JUST; 1956-1967 Studium der Architektur an der Hochschule für industr. Formgestaltung Halle; 1961-1981 Tätigkeit in Entwurfsbüros, u. a. in der Bauabteilung des Ordinariats des Bistums Dresden-Meißen. 1989-1994 freiberuflicher Architekt Büro Just + Partner. 1994-2001 Beigeordneter (Baudezernent) für Stadtentwicklung und Bau der Landeshauptstadt Dresden.

MANFRED WOLF MOSEL; nach dem Studium der Kunstgeschichte 1970 Promotion über mittelalterliche Grabskulptur in Würzburg. Seit 1971 in der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege am Bayer. Landesamt für Denkmalpflege tätig. 1976 Aufbau des Fachgebiets Städtebauliche Denkmalpflege. Weitere Arbeitsbereiche: Schulpädagogik, Aus- und Fortbildung für Planer und Mitarbeiter der kommunalen Bauverwaltungen. Seit 1997 Leitung der Abteilung Denkmalbefassung und Denkmalforschung im Bayer. Landesamt für Denkmalpflege.

Besprechungen

TILMAN HARLANDER (Hrsg.), *Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland, in Verbindung mit Harald Bodenschatz, Gerhard Fehl, Johann JesSEN, Gerd Kuhn und Clemens Zimmermann, München: DVA 2001, 519 S., ISBN: 3-421-03299-8, EUR 45,00.*

Nach der Geschichte des Wohnens, deren fünf Bände zwischen 1996 und 1999 erschienen sind, hat die Wüstenrot-Stiftung ihre Förderung auf ein weiteres Forschungsfeld konzentriert, das in Deutschland – im Unterschied vor allem zu den englischsprachigen Ländern – bis heute in erstaunlichem Maße vernachlässigt worden ist: auf den säkularen Prozess der Suburbanisierung des Wohnens, den Zug an den grünen Stadtrand, ins eigene Haus, in Vorortsiedlungen, Garten- und Trabantenstädte. Noch heute, so das Vorwort zu diesem aufwendig gestalteten, glänzend bebilderten und preiswert zu erstehenden Band, sei dies der »von der Bevölkerung mehrheitlich geteilte Wohnwunsch«. Wer wird dem widersprechen wollen? Aber wie lässt sich das erklären? Die Nachteile dieses Massentrends liegen doch auf der Hand und sind in den letzten Dekaden auch zunehmend artikuliert und kritisiert worden: Zersiedelung des städtischen Umlands, Entmischung der Wohngebiete, Rückzug ins Privatische, Erosion der innenstädtischen Funktionsvielfalt, Verödung der städtischen Zentren, Siedlungsstrukturen und Architekturen, die zunehmend ideenloser und monotoner werden, kaum mehr zu bewältigender Pendler-Straßenverkehr und vieles andere mehr.

In intellektuellen, an Stadtentwicklung interessierten Kreisen, nicht zuletzt in den mit urban

studies befassten Fachwissenschaften, bläst Suburbia schon seit längerem ein scharfer Wind entgegen. Die Forderung eines neuen, »nachhaltigen Städtebaus« ist zur wirkungsmächtigen Politikformel geronnen, die von den Unternehmen, welche den Wohnungsbau fördern, auf Dauer nicht ignoriert werden kann. Bisweilen stellt sich bei der Lektüre suburbanisierungskritischer Beiträge in Feuilletons sowie in Fachpublikationen der Eindruck einer Paradigmenumkehr dar, genauer eines Austauschs von Feindbildern ein: An die Stelle der grauen, steinernen Mietskasernenstadt, die dem Zug an den Stadtrand seit dem 19. Jahrhundert seine Schubkraft und Rechtfertigung gab, tritt zunehmend die Negativvorstellung einer Stadtrandsiedlung, die Flächen frisst, öde Architektur bietet, den Menschen einzelt und sozial wie kulturell depriviert. Dem säkularen Zug ins Grüne, der zeitweise zweifellos Züge eines Kreuzzugs zurück zur Natur besaß, wird ein entschiedenes »Nicht weiter so!« entgegengesetzt: Ein Zurück zur kompakten, komplexen und kommunikativen Stadt, im Namen von zivilgesellschaftlichem Engagement, zu sichernder Sozialibilität und erneuerter gesellschaftlicher Kreativität wie Produktivität.

Gründe genug also für eine Stiftung, die der Entwicklung des »Planens, Bauens und Wohnens« besondere Aufmerksamkeit widmet, ein wissenschaftliches Projekt zu unterstützen, das sich auf die Suche macht nach Vorbildern »nachhaltigen Städtebaus höherer Dichte an der Peripherie«, nach den »deutschen Traditionen städtebaulich anspruchsvoller Formen des suburbanen Einzelhausbaus« (S. 13) zwischen »Villa und Eigenheim«. Das heißt: Es geht hier nicht um eine weitere Architekturgeschichte des Einzelhauses, sondern um die nur in interdisziplinärer Zusammenarbeit zu leistende Geschichte des Eigenhaus-

baus in seinen stadtgeschichtlichen Zusammenhängen. Tilman Harlander (Stuttgart), der Leiter des Projekts, hat für diesen langen Weg durch mehrere Jahrhunderte Suburbanisierungsgeschichte ein kompetentes Team zusammengestellt, aus jüngeren und älteren Kollegen (insbes. der Aachener Nestor der Stadtplanungsgeschichte Gerhard Fehl), aus Stadtsoziologen, Stadtplanern, Architektur-, Stadtbau- und allgemeinen Stadthistorikern. Dieses Team hat – dies sei vorweggenommen – mit dem hier vorgelegten großen Überblick über fünf Perioden der Suburbanisierungsgeschichte (Vorgeschichte bis Mitte des 19. Jahrhunderts, Kaiserreich, Weimarer Republik, NS-Zeit, Deutschland nach 1945) beeindruckende wissenschaftliche Erträge erarbeitet, die der weiteren Forschung zweifellos starke Impulse geben, die Richtung weisen werden.

Es wächst in letzter Zeit die Zahl jener neumodernen Briefkasten-Sammelbände, die unter einem eher nichts sagenden Titel eine Folge von disparaten Aufsätzen addieren. Von diesem Typus hebt sich das hier vorzustellende Buch wohltuend ab. Ein klar formuliertes, nicht allzu komplexes Konzept bestimmt Art wie Anordnung der 38 Aufsätze, verpflichtet ihre Autoren auf eine einheitliche Perspektive, richtet sie aus auf die Erarbeitung eines gemeinsamen Ertrags. Der Gegenstand Suburbanisierung wird von allen Autoren durchgängig aus drei Perspektiven heraus erfasst und dargestellt: zeitspezifische Eigenart und Dynamik, wohnungsbaupolitische Dimensionen und städtebauliche Qualitäten des Suburbanisierungsprozesses. Jede Periode wird dementsprechend mit drei Aufsätzen, verfasst von ausgewiesenen Kennern (z. B. Harald Bodenschatz und Clemens Zimmermann für das Kaiserreich, Gerd Kuhn für die Weimarer Republik und Tilman Harlander für die NS-Zeit) vorgestellt, wobei sich allerdings Überschneidungen und Wiederholungen nicht ganz vermeiden lassen. Daran schließen sich Fallstudien an. Fünf zur Suburbanisierungsdynamik des Kaiserreichs, fünf zur Weimarer Republik, drei zur NS-Zeit und elf (!) zur Zeit nach 1945. Dieses Ungleichgewicht, zu dem noch für das Kaiserreich und die Weimarer Republik ein Übergewicht Berlins hin-

zutritt, spiegelt zum einen Standortstruktur und Arbeitsschwerpunkte der gegenwärtigen Forschungsinstitutionen wider, die sich mit urban studies beschäftigen (Stuttgart, Aachen, Hamburg, Frankfurt, Berlin), ist zum anderen aber auch der enormen Pluralisierung, Komplexität und neuen Unübersichtlichkeit geschuldet, welche die Suburbanisierungsdynamik nach 1945 gewann.

Aus der Vielzahl der Ergebnisse können hier nur wenige Haupttrends herausgehoben werden: es dauerte – wie der dicht und originell argumentierende Aufsatz von Gerhard Fehl eindrucksvoll zeigt – Jahrhunderte, bis die städtische Peripherie, das unmittelbare städtische Umland »extra muros«, den Ruch der Zwielfichtigkeit verlor und sich Schritt für Schritt zum Ort privilegierten Wohnens, zunächst saisonal, dann dauerhaft wandelte. Im Kaiserreich gelang weitsichtig und differenziert planenden Terrainunternehmern des Villenbaus – unter dem wirkungsmächtigen Leitbild der Entdichtung und Dezentralisierung der Großstadt – die Entwicklung städtebaulich, siedlungsräumlich und architektonisch qualitätvoller, zumeist aber auch hochexklusiver Villenkolonien. Das Reformkonzept der »Gartenstadt« transformierte nach 1900 dieses Vorbild auf ein sozial wesentlich offeneres Kleinsiedlungsformat. Die Weimarer Republik wurde zur Hochzeit des in umfassende städtebauliche Perspektiven integrierten, kommunal wie staatlich geförderten, gemeinnützigen Wohnungsbaus für »Minderbemittelte«. Die nun gebauten suburbanen Kleinhaussiedlungen folgten weiterhin dem Leitbild der Entdichtung, waren aber auch weiterhin – lediglich auf einem anderen sozialen Level – sozial homogen, folgten nun allerdings nicht mehr dem Wohnideal der Privatheit, sondern dem der Gemeinschaftsbildung.

Der Wohnungsbau des Nationalsozialismus blieb bis 1939/40 – als wachsende Engpässe und Notlagen zum revival des Mietgeschosswohnungsbaus zwangen – dezidiert Kleinsiedlungsbau, nun allerdings mit neu akzentuierter volkspolitischer Begründung (»Wiederverwurzelung in der Scholle«). Das Ideal der Volksgemeinschaft gab dem Prinzip der Mischung eine neue Plausibilität. Doch wuchs, je länger desto mehr, die Dis-

krepanz zwischen vollmundigen Planungen und kargen Realisierungsquoten. Nach 1945 erreichte der suburbane Eigenheimbau im Zeichen der Massenmobilisierung der Bundesrepublik – was die reine Zahl an Häusern, vor allem aber auch die soziale Schichtung der Eigenheimbauer angeht – bisher ungeahnte Dimensionen, überflutete eine Welle wilden wie organisierten suburbanen Siedlungsbaus die kommunalen Bemühungen um Steuerung der neuen Siedlungsdynamik, die in zunehmendem Maße ihre siedlungsgestalterischen wie architektonischen Qualitäten einbüßte. Erst seit den 1980er/90er Jahren, in einer entschiedenen Gegenbewegung gegen diese Übel der Massenproduktion, findet eine Rückbesinnung auf die – von dieser Studie detailliert herausgearbeiteten – positiven städtebaulichen Traditionen und Standards statt, erhalten im Rahmen des privaten wie öffentlich geförderten suburbanen city-developments Prinzipien wie Gestaltung des öffentlichen Siedlungsraums, Gemeinschaftseinrichtungen, soziale Mischung, Nutzungsvielfalt etc. wieder ihr Recht.

Das Resümee betont, für Deutschland wenig überraschend, zunächst die durch harte Brüche bestimmte Diskontinuität der Suburbanisierungsdynamik, ablesbar nicht zuletzt am mehrfachen Umschlag in den Leitbildern (und Adressaten) suburbanen Wohnens und Bauens: Von der Individualisierung und Privatisierung (Kaiserreich) zur – unterschiedlich imaginierten – Gemeinschaft (Weimarer Republik, Nationalsozialismus, DDR), und von dort wieder stark zurück zur Privatheit (Bundesrepublik bis in den 1980er Jahre). Ebenso vertraut, aber in dieser Studie in ihren Antriebskräften erhellt: Die langfristig sich durchsetzende Demokratisierung des Zugangs zum naturnahen randstädtischen Wohnen im eigenen Haus, gestützt durch ein zunehmend differenzierteres Netzwerk von Finanzierungsmodellen, Massenverkehrsangeboten und Strategien öffentlicher Subvention. Grundlegend und überzeugend schließlich die These, dass in Deutschland der suburbane Wohnungsbau dominant vom Markt gesteuert wurde und nur schwer Bindung an städtebauliche Rahmenvorgaben gewonnen hat.

Die Beiträge dieses Bandes konzentrieren sich

zwar auf die Herausarbeitung einer positiven, städtebaulich qualitätvollen Tradition des Eigenheimbaus; sie unterschlagen aber keineswegs die Qualitätsverluste, ja die Anarchie, die sich aus dieser Orientierung am Einzelhaus ergab. Mehrfach wird betont, dass das isolierte Eigenhaus ohne städtebauliche Qualitäten zu allen Zeiten des Untersuchungszeitraums dominant blieb. Der Fokus der Studien ist aber, mit dem Ziel der Aufklärung und Beratung, entschieden auf diejenigen Fälle gerichtet, in denen die Anarchie, die dem Markt und der Eigenhausorientierung inhärent waren, durch Bauherren, Architekten, Stadt- und Raumplaner, später dann auch durch die seit den 1920er Jahren entstehenden Bausparkassen gebändigt wurden.

Suburbanisierung, so die wichtigste Entdeckung dieses lesenswerten Buches, hat eine eigene europäische Tradition. Sie war ein fester Bestandteil der europäischen Stadtentwicklung, hat die europäische Stadt geprägt, obwohl sie in bestimmten Zeitphasen immer wieder einmal als Ferment der Anarchie und der Auflösung allen stadtgestalterischen Bemühens wirkte. Aber die Akteure des europäischen Städtebaus, und das Spektrum reicht hier von den weitsichtigen Terrainunternehmern des Kaiserreichs über die kommunalen wie staatlichen Praktiken gemeinnützigen Wohnungsbaus bis jüngst auch zu den Bausparkassen – haben immer wieder die Kraft gefunden, die ins Offene strebenden Kräfte in planerische und gestalterische Zusammenhänge rückzubinden. Diese Botschaft beeindruckt durch ihren Optimismus; doch sie ist andererseits mit 25 Fallstudien außerordentlich dicht belegt. Weiteres Bemühen um Gewichtung, weitere Präzisierungen, insbesondere durch den internationalen Vergleich, müssen folgen. Auch der angebliche Traum der Mehrheit der Deutschen vom eigenen Haus am grünen Stadtrand verlangt nach weiterer, z. B. nach einer modernen kulturgeschichtlichen Analyse. Es waren und sind nicht nur architektonische und stadtgestalterische Qualitäten, sondern auch gesellschaftlich vermittelte Werte, die den anhaltenden Zug zum Stadtrand steuern. Man wüsste gern mehr über die Unterschiede an Attraktivität, die dieses Wohnmodell in den verschiedenen europäischen Län-

dern hatte, aber auch mehr über hier nicht untersuchte Handlungsfelder dieses Prozesses, insbesondere über die Finanzierungsstrategien und die Akteurskonstellationen im Wandel. Aber all diese weiterführenden Fragen entstehen erst aus der Lektüre dieses Buches. Es macht neugierig, regt zu weiterer Forschung an und erweitert unseren Blick auf die Stadt durch die Erhellung eines Prozesses »langer Dauer«. Alle, die sich mit Geschichte und Gegenwart der Stadt beschäftigen, sollten dieses Buch lesen, oder besser noch, es sich für ihre Handbibliothek anschaffen: Forscher und Studenten der urban studies, aber auch die Praktiker des Städtebaus, von den Städteplanern über die privaten city developer bis zu den Bausparkassen.

Suburbia und kompakte Stadt, Peripherie und Zentrum, Wohnungsbau am Stadtrand und in der Innenstadt seien, so ein letzter resümierender Gedanke der Herausgeber, in engem Zusammenhang zu sehen, als zwei Felder eines qualitativ vollen europäischen Städtebaus. Wohl denn, hoffen wir auf eine Fortsetzung dieses Unternehmens mit einem Band gleichen Formats über die positive europäische Tradition und die in jüngster Vergangenheit erarbeiteten hohen Standards des genuin innenstädtischen Eigenhaus- und Eigenwohnungsbaus, in Deutschland und in anderen europäischen Ländern.

Heinz Reif, Berlin

MICHAELA MAREK, *Universität als »Monument« und Politikum: Die Repräsentationsbauten der Prager Universitäten 1900-1935 und der politische Konflikt zwischen »konservativer« und »moderner« Architektur. Mit einem Vorwort von Hans Lemberg (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 95), München: R. Oldenbourg 2001, 211 Seiten, zahlr. Abb., Quellen und Register, ISBN 3-486-56518-4*

Das vorliegende Buch stellt insgesamt einen Beitrag zu dem aktuellen Thema der Architektur als

politischer Kultur dar. Allerdings geht es hier nicht um eine Entzifferung ideologisch aufgeladener Motive, Formen, Stile oder anderer Modi und um deren Rhetorik in der Architektur (vgl. dazu M. Warnke, Bau und Gegenbau, in: Architektur als politische Kultur: philosophia practica, hrsg. von H. Hipp und E. Seidl, Berlin 1996, S. 11-18). Das Fallbeispiel der Prager Universitäten öffnet hingegen den Blick für eine Architekturgeschichte im komplexen Spannungsfeld politischer Strategien und berufsständischer sowie ökonomischer Interessen. Architektonische Konzepte sind dabei keineswegs eindeutigen begrifflichen Kategorien zuzuordnen. Der Kontext von Architekturform und -bedeutung erscheint vielmehr, wie dieses Beispiel lehrt, einem kontinuierlichen Wandel unterworfen.

Untersuchungsgegenstand sind Bauprojekte für die Prager Universität zu jener Zeit, als es in Prag zwei selbständige Universitäten mit deutscher bzw. tschechischer Verkehrs- und Unterrichtssprache gab, nämlich zwischen 1882 und 1938/45. Diese Epoche der Prager Karls-Universität war 1997/1998 Thema zweier Tagungen der Historischen Kommission für die böhmischen Länder, den gründlichen geschichtswissenschaftlichen Hintergrund verrät auch der zum vorliegenden Buch angewachsene Tagungsbeitrag der Verfasserin, die an der Universität Leipzig das Fachgebiet Kunstgeschichte mit Schwerpunkt Ostmitteleuropa vertritt. Untersuchungen der Historiker finden hier jene aufmerksame Berücksichtigung, die der Kunstgeschichte insgesamt neue Forschungsperspektiven zu bieten vermögen.

Die Studie gliedert sich in sechs Teile. Nach einem Vorwort von Hans Lemberg und der Einführung folgen die Hauptkapitel »Vom Zweck zum ‚Gestus‘: Der Funktionswandel der innerstädtischen Bauvorhaben« (19-44), »Neobarock versus ‚Moderne‘: Die Universitäten zwischen künstlerischer Selbstbestimmung und politischer Taktik« (45-112) und »Die konservative Wendung 1918: Das Problem ‚würdiger‘ Selbstdarstellung« (113-182). Hierauf folgt ein Fazit der Gesamtdarstellung.

Die Einführung lenkt den Blick auf die gesellschaftlich, national und politisch relevanten Insti-

tutionen der Universität, die »Zentralämter« sowie die juristischen und die philosophischen Fakultäten dieses erstangigen Bauvorhabens in staatlicher Trägerschaft. Untersucht wird die Planungsgeschichte der Universitätsbauten, welche die historische Zäsur des Ersten Weltkrieges übergreift. Das komplexe kulturpolitische Spannungsfeld wird von der Autorin in der Vorkriegszeit an der Wiener Integrationspolitik und den nationalen Emanzipationsbestrebungen im Kronland Böhmen, in der Nachkriegszeit an der Baupolitik der Tschechoslowakischen Republik, und übergreifend an den kontinuierlich einwirkenden universitären, städtischen und berufsständischen Interessen festgemacht.

Das erste Hauptkapitel handelt von dem städtebaulichen Rahmen der Bauvorhaben, der sich auf den neu zu gestaltenden, durch die Ansiedlung öffentlicher Monumentalbauten aufzuwertenden innerstädtischen Repräsentationsraum des Prager Assanierungsgebiets bezog. Die in dem zweiten Hauptkapitel vorgestellten Bauprojekte der Vorkriegszeit betrafen die städtebauliche Situation an der Mündung der neu angelegten Altstadt Nikolaistraße bzw. am Rudolfinum. Denkbar verzwickelt war demzufolge die Projektarbeit der Architekten nicht nur, weil bei der Grundsteinlegung die Ausdehnung und Konfiguration der zu überbauenden Areale noch offen stand. Auch die Auftragsvergabe, die seitens der deutschen Universität an Josef Zasche, und seitens der tschechischen Universität an Jan Kotera und Josef Fanta erging, war ein eigenmächtiger und keineswegs gänzlich abgesicherter Eingriff der Universität in die Kompetenzen des Bauherrn, des Unterrichtsministeriums: das Ministerium ließ gleichzeitig Planskizzen von der Statthalterei anfertigen, die Projekte von Kotera und Zasche wurden erst 1908 offiziell genehmigt.

Die Projekte an der Brückenmündung für die sich gegenüberliegenden Bauten der deutschen und der tschechischen Universität entstanden in Abstimmung beider Architekten als ein urbanistisches Ensemble: Koteras asymmetrischer, auf eine einzige Schaufront verzichtender Außenbau war gemäß der Baudisposition entwickelt und brach folglich mit der Tradition des repräsentativen

Hochschulbaus. Zasches Pendantbau war zwar entsprechend asymmetrisch angelegt, jedoch mit einer Hauptfassade ausgestattet und insgesamt (neo-)barock instrumentiert. Traten hier Neobarock und Moderne vereint in einem städtebaulichen Ensemble auf, so wurde dies zum Konflikt, als die Konservativen – die Prager Stadtverwaltung und der Verein der Architekten und Ingenieure Böhmens – ihre Interessen einbrachten. Denn obgleich Neobarock im staatsoffiziellen Sinne als Wiener Stil konnotiert war, sollte er dennoch gemäß den Konservativen eine spezifisch lokale Architekturtradition darstellen und erhielt auf diese Weise zugleich eine nationalisierte Bedeutung. Dieses barock schillernde Bedeutungsspektrum der »konservativen« Architektur – vom Barock als dem Wiener »Hof- und Reichsstil« zum »tschechischen« Barock – erfuhr seine Erweiterung in der Moderne: So stehen gerade die ersten Modernisierungsansätze in der lokalen prager bzw. böhmischen Barockrezeption in Verbindung mit dem aus Wien kommenden und in Prag tätigen Architekten Friedrich Ohmann. Und letztlich wurde auch in Auseinandersetzung mit der Moderne Otto Wagners in kubistischer Form die Fortsetzung einer lokalen, nämlich der national gedeuteten gotisch-barocken Architekturtradition erprobt.

Der politische Positionskampf wird im Zusammenhang mit dem dritten Projektanten, dem Vertreter der konservativen Techniker Josef Fanta auf den Punkt gebracht: Die Autorin verfolgt mit der Ablehnung des Architekten Fanta durch die philosophische Fakultät den aufbrechenden Konflikt zwischen den Förderern von Fortschrittlichkeit geistig-kultureller wie gesellschaftlicher Art und der offiziellen, konservativen tschechischen Politik, in dem Wien nur eine untergeordnete Rolle als strategischer Stützpunkt spielte. Der Teilerfolg der Konservativen, der sich bereits beim Neubeginn der Projektarbeit von Kotera und Zasche im Jahr 1912 in der Festsetzung von neuartigen »Direktiven« der Statthalterei hinsichtlich Achsensymmetrie, Proportionierung und architektonischer Instrumentierung bei gleichzeitiger Ablehnung der »künstlerischen Eigenart Koteras« abzeichnete, stellte sich eindeutig bei der Planung der Philosophischen Fakultät

ein: Der Auftrag erging an den »Techniker« der kommunalen Prager Stadtplanung Josef Sakar, und dieser lieferte auch erwartungsgemäß seinen Beitrag in historistischer Barockform.

Im letzten Hauptkapitel geht es schließlich um eine weitere konservative Wendung nach der Gründung der Tschechoslowakei 1918. In der neuen staatspolitischen Situation richtete sich der nationalistisch motivierte Vorstoß der tschechischen Universität auf die Planung eines kombinierten Wissenschafts- und Regierungsviertels, aus dem die deutsche Universität bezeichnenderweise ausgegliedert wurde. Das Beharren der Universität auf einer Einlösung des Bauvorhabens aus der Vorkriegszeit bezog sich mit entsprechender Kontinuität im Entwurfsverfahren nur auf das Projekt des Antimodernisten Sakar, die Universitätsbauten an der Brückenmündung wurden hingegen zur Neuplanung freigestellt. Zwiespältig erscheint die letztlich erfolgte Realisierung von Koteras Projekt der

juristischen Fakultät, da der Architekt noch während des zermürbenden Gerangels um sein Projekt im Jahre 1923 starb und der Bau in modifizierter Form zur Ausführung kam. Die deutsche Universität aber, deren Planung zwar nach dem Regierungswechsel von 1926 unter der übernationalen »bürgerlichen Koalition« mit der Suche nach einem geeigneten Standort wieder aufgenommen wurde, blieb infolge von wirtschaftspolitischen Komplikationen nur mehr ein Bauwunsch des Architekten Zasche.

Der Fall der Prager Universitätsbauten liest sich wie eine Kriminalgeschichte. Ihre Planung überspannt ein Feld von nationalen und kulturpolitischen Konstellationen. Diese Verankerung der Architektur in der politischen Kultur macht erst die symbolträchtige Symbiose von Monumentalbau und Städtebau zwischen Historismus und Moderne deutlich. Für die Kunstgeschichte hat diese Forschungsstrategie gleichsam exemplarischen Charakter.

Alena Janatkova, Leipzig

Kohlhammer

Marianne Rodenstein (Hrsg.)

Hochhäuser in Deutschland



Zukunft oder Ruin der Städte?

Kohlhammer | Architektur

MARIANNE RODENSTEIN (HRSG.)

Hochhäuser in Deutschland

Zukunft oder Ruin der Städte?
2000. 284 Seiten. Kart.
€ 35,-
ISBN 3-17-016274-8

In fast allen deutschen Großstädten flammt in der Öffentlichkeit immer wieder die kontrovers geführte Diskussion um den Bau von Hochhäusern auf. Die Befürworter verweisen dabei auf die Förderung des Stadtimages mit Hochhäusern als Symbolen der wirtschaftlichen Dynamik. Die Gegner sehen durch den Hochhausbau den europäischen Stadtmaßstab gesprengt und zerstört. Die Autoren dieses Bandes aus Planungspraxis und Wissenschaft zeigen, dass jede Stadt ihren eigenen Umgang mit dem Problem der potentiellen Hochhausinvestoren entwickelt hat. In diesem Band werden erstmals die Bürohochhauspläne deutscher Großstädte vergleichend analysiert, die unterschiedlichen Planungskulturen offengelegt und die sich daraus ergebenden Perspektiven für Praxis und Wissenschaft erörtert.

Die Herausgeberin: Prof. Dr. **Marianne Rodenstein** lehrt Soziologie und Sozialpolitik mit dem Schwerpunkt Stadt-, Regional- und Gemeindeforschung am Institut für Gesellschafts- und Politikanalyse der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.

W. Kohlhammer GmbH

70549 Stuttgart · Tel. 0711/7863 - 7280 · Fax 0711/7863 - 8430